

Lab.

E 619/ FX

SCHWÄBISCHE HEIMAT



Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART

APRIL-JUNI 1979
HEFT 2

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

30. Jahrgang Heft 2

April – Juni 1979

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01

Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308

Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 22 32 43.

Dieser Ausgabe sind Beilagen des Ringier-Verlages, Zürich und München, sowie des Konrad Theiss Verlages, Stuttgart und Aalen, beigelegt.

Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache 69

EDUARD HUBER

Das untere Bühlertal 70

RÜDIGER GERMAN

Der Landschaftsverbrauch hat Grenzen 79

HEINZ BARDUA

Neue Kreise – alte Wappen 86

EHRENFRIED KLUCKERT

Die Pfarrkirche in Oberdischingen 96

GUSTAV ADOLF RIETH

Die Wiederherstellung der
Schloßkirche Friedrichshafen 107

WILHELM D. PABST

Memorials auf alten Landkarten 115

FRIEDRICH E. VOGT

Schwäbisch – für Ohr und Auge 118

Leserforum 121

Buchbesprechungen 122

Anschriften der Verfasser 136

sh aktuell 139

Veranstaltungen und Studienfahrten 144



Das Titelbild

lädt zu einer Wanderung durch das Tal der Bühler ein, mit dem sich der einleitende Aufsatz dieses Hefes beschäftigt. Es wurde in der Gegend von Hopf-ach aufgenommen und zeigt auf anschauliche Weise, daß Reiz und Rang einer Landschaft nicht nur durch möglichst viel ungestörte «Natur» bestimmt werden, sondern vor allem durch Vielfalt und Abwechslung der Geländeformen und der land- und forstwirtschaftlichen Nutzungen. (Foto: B+H Kunz)

Willy Leygraf: Zur Sache

Wenn man einmal darauf aufmerksam geworden ist, fällt es einem immer wieder auf, zu welchen grotesken Überspitzungen es führt, wenn Schwaben – vor allem Angehörige der «gebildeten Stände» – um jeden Preis reines Hochdeutsch sprechen wollen: Im Übereifer, allen und jeden Mundartanklang – und besonders das verräterische sch vor t oder p – zu vermeiden, rutscht ihnen immer einmal wieder ein Versprechen, Beispiel oder gar S-tadt heraus, wie's in Hannover nicht spitzer sein könnte. So tief also sitzt das «schwäbische Trauma».

Im Gegenzug ist nun so etwas wie eine Mundartwelle zu beobachten. Bewußte, betonte Hinwendung zum Dialekt – in Publikationen, bei Veranstaltungen, als Mittel der Werbung auch. Und das alles oft genug auch mit viel ideologischer Begleitmusik. Jedoch: Wenn über Selbstverständliches allzuviel geredet wird, sollte man auf falsche Zungenschläge achten, an denen zu erkennen ist, wenn die Worte mit der gemeinten Sache nicht mehr übereinstimmen. Und in letzter Zeit wird vielleicht doch etwas zuviel Aufhebens gemacht von der hiesigen Mundart und Mundartliteratur. (Und allzu wenig kritisch darüber nachgedacht.) «Gedichte» scheinen eigentlich nur durch eine willkürliche Zerteilung ganz harmloser Prosasätze zustandezukommen: Rhythmus, Metaphorik, sprachliche Verdichtung – alles was Dichtung ausmachen könnte, scheint manchen Autoren mehr oder weniger unbekannt zu sein. Und das Mundartliche erschöpft sich nur zu oft in der lautlichen Eintönung dessen, was in schriftdeutschen Wendungen (und Windungen) gedacht worden ist. Aber wer will sich darüber noch wundern, wenn all die neuen Freunde der Mundart sich ihrer neuen Freundschaft auf sogenannten «Hocketsen» vergewissern, ohne zu merken, was sie damit ihrer Mundart antun: Bezeichnet man doch im Schwäbischen eine Veranstaltung, auf der etwas Bestimmtes getan wird, mit einer Ableitung vom entsprechenden Tätigkeitswort, die auf -ete endet: *Täufete* zum Beispiel oder auch *Hockete*. Die Ableitung auf -etse dagegen bezeichnet immer das Mittel, mit dem etwas bewerkstelligt werden kann – wie *Hebetse* oder *Schleifetse*. Und eine richtig benannte *Hocketse*, das wäre also nichts weiter als Schemel oder Stuhl –. Ich meine, man sollte denen etwas kritischer auf die Finger (oder hier: aufs Maul) schauen, die's mit Mundart und Mundartdichtung oft wichtiger nehmen als genau. Das könnte der Mundart und der Mundartdichtung nur dienlich sein.

Begegnung mit der Wasserramsel

Als ich vor etwas mehr als zehn Jahren zum ersten Mal ins Hohenlohische kam, da fehlte mir in dieser Landschaft vor allem eines: das Wasser. Von daheim war ich Flüsse, Weiher und Riede gewöhnt. Aber hier auf der Ilshöfer Ebene fallen die meisten Bäche den Sommer über trocken, selbst Fließchen wie die Schmerach führen nicht immer und überall Wasser, und Seen gibt es schon gar keine.

Da war es eine wirklich angenehme Überraschung für mich, als ich mich nach einiger Zeit einmal im Bühlertal umsah: Ich entdeckte ein tiefeingeschnittenes Tal mit steilen, manchmal sogar felsigen Hängen; Laubwälder, Äcker, Trockenrasen und die vielen Hecken ergeben ein überaus buntes Landschaftsmosaik. Und unten durch die schmale,

grüne Talaue schlängelt sich ein Fließchen zwischen Erlen und Weiden. Das Wasser rauscht über das Kalkgestein der Stromschnellen. Und wenn man Glück hat, begegnet man gleich beim ersten Mal der Wasserramsel; sie ist nämlich recht häufig hier.

Die Wasserramsel war es übrigens, die mich dazu brachte, immer wieder ins Tal zurückzukehren. Es reizte mich, herauszubringen, wo sie nistete. Da ich aber noch keine Erfahrungen mit den Nistgewohnheiten des Vogels hatte, suchte ich anfangs weite Strecken nach Nestern ab – und fand keine, bis ich endlich dahinterkam, daß kaum eine Wasserramsel in der freien Landschaft brütet, sondern fast jede in einer Mühle, allenfalls einmal unter einer Brücke. Das Problem war nun: Wie an ein Nest im Unterwasser einer Mühle herankommen? Da blieb gar nichts übrig, als – mit einer Leiter auf der Schulter

Bühler unterhalb Vellberg (Foto: B+H Kunz)



und einer Taschenlampe in der Hand, bis zum Bauch im Wasser – von unten her in den Mühlenkanal hineinzumarschieren und an der Wölbung aus Ziegelsteinen oder den Rippen der Betondecke nach einer Nische Ausschau zu halten, wo das Kugelnest des heimlichen Wasservogels sein könnte: eine feuchtkühle Angelegenheit für den neugierigen Naturfreund wie auch für die jungen Wasseramseln in ihren dunklen Nestern; nur scheint es den Vögeln weniger auszumachen als dem Menschen, der sich dort unten leicht den Schnupfen holt.

Das Ergebnis der Suche war, daß an der Bühler zwischen Vellberg und der Mündung mindestens 24 Paare der Wasseramsel brüten: für einen Fluß in einer so tiefen Lage (zwischen 340 und 250 m über NN) eine ungewöhnlich hohe Zahl. Aber die Wasseramseln sind nicht die einzige Attraktion der Bühler. Mindestens fünf Paare unseres prächtigsten Wasservogels, des Eisvogels, kommen noch dazu. Und wie um die Illusion, man befände sich an einem Gebirgsfluß, vollständig zu machen, gibt es auch noch etwa dreißig Brutpaare der Gebirgsstelze.

Der Wildfluß Bühler

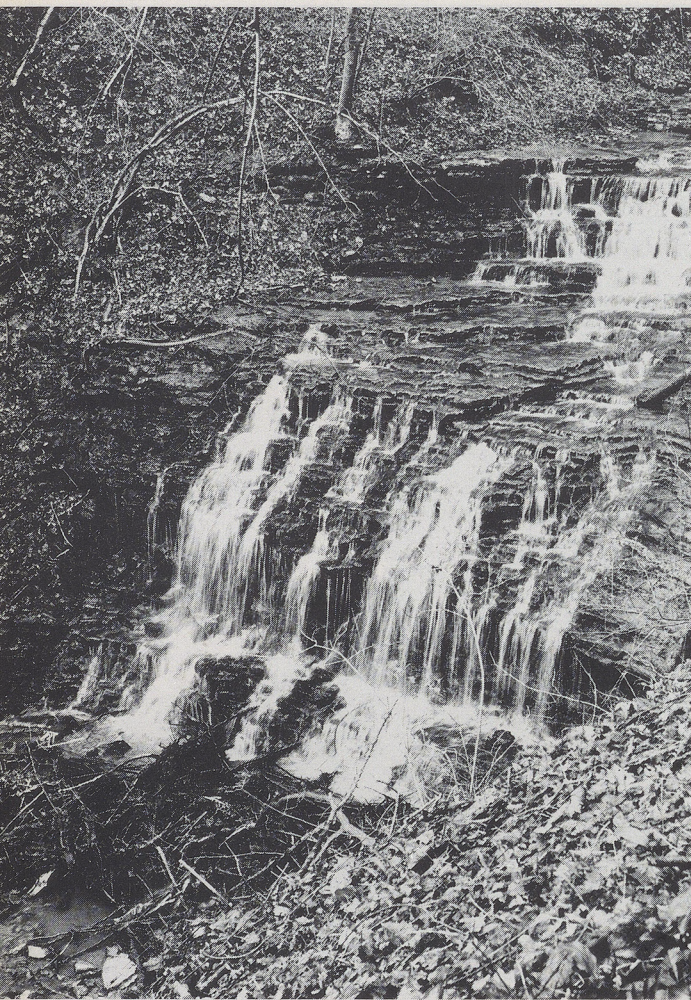
Angesichts einer solchen Population ziemlich seltener Vögel wird man sich fragen: Wie kommt es eigentlich, daß die hier alle leben können? Die Antwort darauf hat vor einigen Jahren DR. BUCK in seinem «Bericht über den Gütezustand der Bühler/Kocher» gegeben: In der Bühler gibt es nach dieser Untersuchung nicht weniger als 666 Tier- und Pflanzenarten! Von den Wasserinsekten und deren Larven, die für die Ernährung der Vögel besonders von Interesse sind, hat DR. BUCK über 170 Arten nachgewiesen. Sein Fazit lautet: *Die Organismenvielfalt der Bühler ist im Regierungsbezirk ohne Beispiel. In dieser Hinsicht bietet das Gewässer noch einen Lebensraum, der dem des vom Menschen unbeeinflussten Urtyps nahekommt.* Das zeigt sich nun auch im Fischreichtum. Als ich (für die Biotopkartierung) letztes Jahr den Vorsitzenden des Haller Fischereivereins anrief und ihn bat, mir einige Fischarten der Bühler zu nennen – denn bei Fischen kenne ich mich nicht aus –, nannte er mir aus dem Stegreif dreizehn verschiedene Arten. Hinterher schaute ich in der Roten Liste der gefährdeten Arten nach, wie viele von den genannten bei uns in Gefahr sind, und stellte fest: Es sind sieben davon.

Die Bühler ist also in jeder Beziehung ein Kleinod unter den Flüssen Württembergs. Aber gerade dieses Kleinod wollte das Wasserwirtschaftsamt tatsächlich wegwerfen, genauer gesagt: Man wollte das einmalige Tal mit seiner urtümlichen biologi-



Der Eisvogel (Foto: Horst Furrington)

schen Substanz in ein paar Rückhaltebecken ersäufen. – Ob nun die Pläne wegen des Protests der Naturfreunde (vor allem des Deutschen Bundes für Vogelschutz) endgültig aufgegeben oder nur vorläufig aus Geldmangel in den Schubladen verschwunden sind (woraus sie auch wieder hervorgeholt werden können!), ist zur Zeit noch nicht heraus. Aber daß es für ganz Nordwürttemberg und seine Natur ein schwerer Verlust wäre, wenn die Bühler drei- oder viermal aufgestaut würde, das ist sicher. Dieses Fließchen hat nämlich in jeder Beziehung den Charakter eines Wildbachs. Es ist ein Gewässer, wie man es normalerweise nur in Gebirgsnähe findet. Und das ist um so erstaunlicher, als ja gar kein Gebirge, nicht einmal ein Mittelgebirge, in der Nähe ist. Aber die Bühler hat sich ihr Gebirge gewissermaßen selbst geschaffen: Es ist die Haller Ebene, in deren Muschelkalkplateau sie sich so tief eingeschnitten hat, daß von allen Seiten her ein Gefälle von hundert, hundertfünfzig und mehr Metern auf kürzeste Entfernung entsteht. Die Bühler fließt also – ähnlich einem unterirdischen Karstfluß – gewissermaßen im ersten Untergeschoß dieser Landschaft und zieht damit alles Wasser, das parterre vorhan-



Wasserfall im Otterbach (Foto: B+H Kunz)

den ist, energisch zu sich herunter. Deswegen gibt es auch – vor allem in den Klingen der Nebenbäche wie der Schmerach – starke Karstquellen, und kleinere Bäche wie der Finsterbach springen über meterhohe Wasserfälle in die Tiefe.

Die dunklen Klingen

Was im Bayrischen als «Klamm» bezeichnet wird, eine tiefeingeschnittene Schlucht mit senkrechten – oder fast senkrechten – Wänden, das heißt in Hohenlohe «Klinge». Solche Klingen gibt es im Bühlergebiet einige. Die größten sind die des Schwarzlachenbachs, des Otterbachs und der Schmerach. Sie wirken viel düsterer als das Bühlerthal, denn sie sind viel enger; die Talsohle fehlt, und die Hänge stehen einander auf kurze Distanz gegenüber.

Wo sie nicht gar zu steil sind, tragen sie von Natur aus einen schönen Schluchtwald mit Eschen, Ulmen und Bergahorn, in den oberen, wärmeren Teilen kommen Wildkirsche und Linde dazu. Im Frühling blüht fast überall der Seidelbast. Und der Türkenbund ist an manchen Stellen so häufig, daß man ihn

unmöglich zählen kann. Unten an den Bächen blühen der Wolfseisenhut und die Gelbe Schwertlilie. Auch die Sibirische Schwertlilie hat es in der Nähe der Schmerachmündung bis vor einigen Jahren noch gegeben, aber als ich sie dann wieder suchte, fand ich an ihrem alten Standort etwas ganz anderes: einen Lagerplatz für die Holzabfuhr. Doch wie zum Ersatz für diesen Verlust sammelt sich in den Wagenspuren das Wasser, und da laichen nun die Unken. Und an manchen Stellen der Waldwege muß man an warmen Abenden sehr aufpassen, daß man nicht die Feuersalamander zertritt, die einem über den Weg kriechen.

Sind die Klingen schon von Natur aus düster und kühl, so verdüstert sich ihr Bild neuerdings immer mehr durch die Fichtenwälder, die allmählich den ursprünglichen Laubwald verdrängen. Das ist schade, denn Fichten gehören nun einmal nicht in diese Landschaft, aber sie wachsen halt schneller als Ahorn oder Eichen, und das entscheidet.

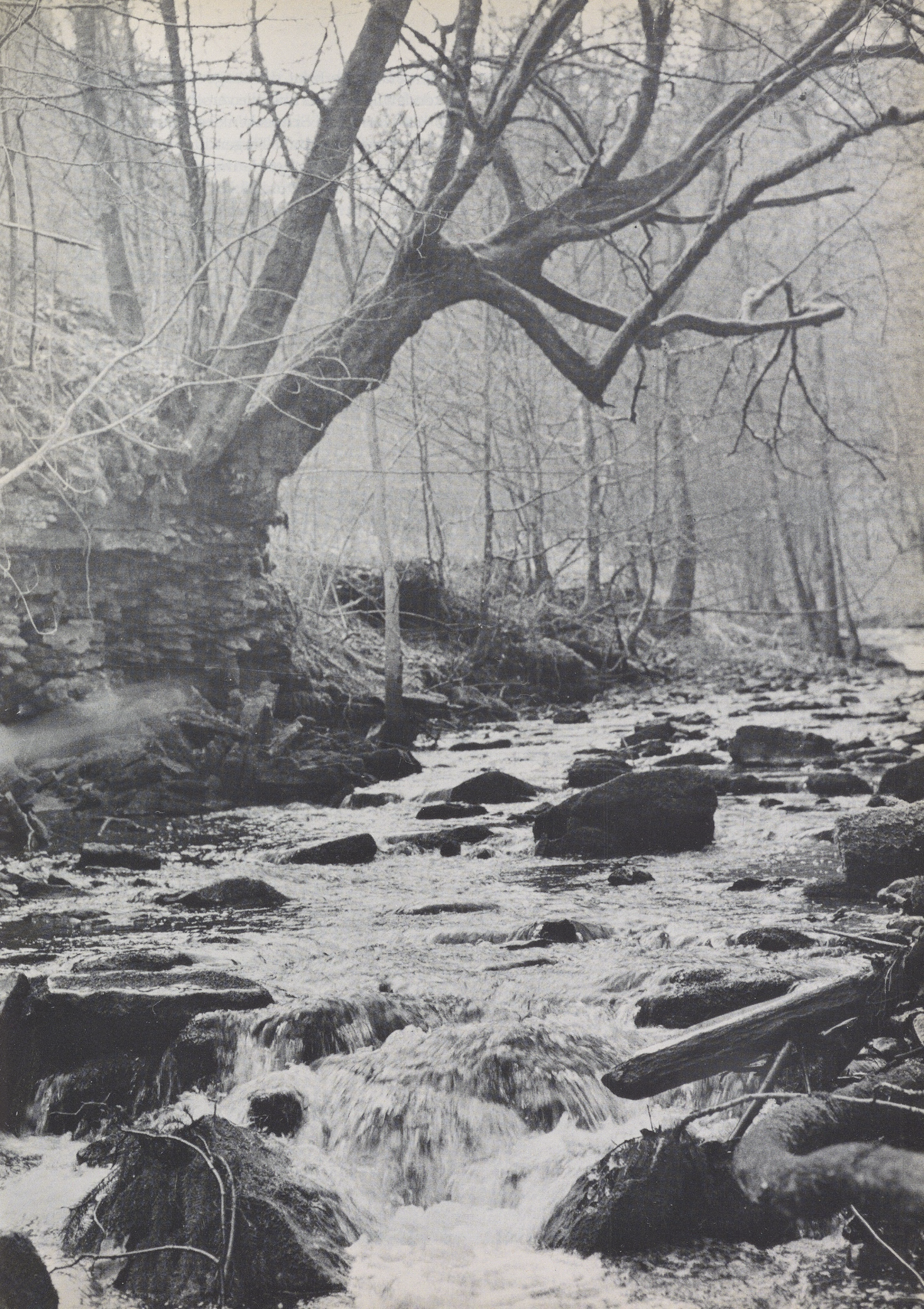
Bühlerthalwälder

Heller, freundlicher und viel bunter als die Klingen sind die Bühlerthalhänge. Im oberen Drittel tragen sie meist einen schönen, artenreichen Laubwald. Hier sind nicht nur die beiden Eichenarten sowie Hainbuche, Rotbuche, Bergulme, Sommerlinde und die drei Ahornarten häufig vertreten, sondern auch Wildkirsche und Holzapfel, die während der Blütezeit herrliche weiße und zartrosa Farbflecken in die Landschaft zaubern, daneben Elsbeer- und Vogelbeerbaum und ein rundes Dutzend verschiedener Sträucher. Besonders auffällig sind die Kletterpflanzen: Efeu, Clematis und die wilde Rebe, deren bis zu armdicke Lianen von den Bäumen hängen.

In einigen Waldstücken sieht man noch die Folgen der altertümlichen Mittelwald-Wirtschaft. Der Baumbestand setzt sich zum Teil aus mächtigen alten Bäumen – dem Oberholz –, zum anderen Teil aus Stockausschlägen jener Bäume zusammen, die immer wieder geschlagen worden sind. Jetzt sieht man da Hainbuchen, Linden und Ahorne mit einem halben oder gar einem ganzen Dutzend von Stämmen, die aus einer Wurzel kommen. Es ist das Bild eines Märchenwaldes, wie ihn MORITZ VON SCHWIND zeichnete.

Ein besonders prächtiger Mittelwald ist am Kelterrain erhalten. Hier besteht das Oberholz aus mächtigen Buchen und Eichen, und darunter macht sich

Nebstehend: In der Otterbach-Klinge
(Foto: B+H Kunz)



das arten- und formenreiche Unterholz breit. Hier hat es eben nie einen Kahlschlag gegeben; immer steht hier Wald, und immer hat er – vergleichbar einem tropischen Urwald – mindestens zwei Kronenstockwerke: ein eindrucksvolles Beispiel eines Kulturwaldes, der noch nicht zur Holzplantage degradiert ist.

Wo so schöne alte Bäume vorhanden sind, da können natürlich auch noch Greifvögel nisten: neben dem häufigen Mäusebussard finden sich Wespenbussard, Habicht und Sperber, beide Milane, Turm- und sogar Baumfalk, Steinkauz, Waldkauz und Waldohreule. (Wo trifft man die sonst noch alle beisammen!) Auch alle Spechtarten samt dem Wendehals kommen noch vor, die Hohltaube und auch der Pirol, dessen exotischer Flötenruf im Mai den endgültigen Sieg des Frühlings über die kalte Jahreszeit verkündet. Und selbstverständlich hallt dieser Wald im Frühjahr auch von den Liedern der verschiedenen Drosseln wider, vom Ruf des Kuckucks, und er schwirrt vom Gesang des Waldlaubsängers.

Aber nicht nur oben, in den Kronen und auf den Ästen, ist dieser Wald voller Leben, sondern ebenso auf dem Boden. Allein sechs Orchideenarten erfreuen hier noch den aufmerksamen Wanderer, darunter die Purpurorchis und zwei Waldvögelein; aber auch Türkenbund und Graslilie, Gelbstern und Aronsstab, Maiglöckchen und Akelei blühen hier.

Bunte Trockenrasen

Aber die Bühlertalhänge wären bei weitem nicht so interessant, d. h. auch biologisch nicht so reich, wenn sie völlig bewaldet wären. Das kommt zwar im oberen Talabschnitt zwischen Vellberg und Oberscheffach auch vor: Da sind die Hänge so steil, daß sie landwirtschaftlich überhaupt nicht genutzt werden können, und so zieht sich der Wald oft bis zur Talsohle herunter. Doch im übrigen Teil des Tales ist der Wald immer wieder durch Wiesen unterbrochen, die sich von den flacheren unteren Hangpartien her zwischen die Waldstücke hinaufschieben. An einigen wenigen Stellen ist der Wald sogar ganz durchbrochen.

Je weiter nun solche Wiesen den Hang hinaufreichen, desto trockener sind sie im allgemeinen auch. Für die Landwirtschaft sind sie damit uninteressant – Grenzertragsflächen –, und manche werden auch gar nicht mehr bewirtschaftet; Schlehen und Feldahorn machen sich breit; die Blumen blühen ungedüngt und ungemäht. Aber gerade das macht diese »ungepflegten« offenen Hangpartien für den Biologen so reizvoll. Es gibt zwar kaum botanische Raritäten hier, aber allein die Buntheit eines solchen blü-

henden Hanges erfreut das Auge: Vom Weiß des Nickenden Leinkrauts über die verschiedenen Gelbtöne von Horn- und Schneckenklee, Habichtskraut und Knollen-Hahnenfuß, Fingerkraut und Schlüsselblume bis zum Rosa der Hauhechel, dem Lila der Chrysantheme, zum Dunkelblau der Akelei und dem Braunviolett der Hundszunge sind so viele Farben vorhanden, daß man sich kaum sattsehen kann. Die Buntheit dieser Rasen ist natürlich nicht in erster Linie für den Menschen da, sondern für die Insekten. Vor allem die Schmetterlinge lieben diese kräuterreichen Trockenrasen, und hier fliegt noch manche Art, die man in der trostlosen Öde unserer Kultursteppe kaum mehr sieht. Entomologen haben hier noch fünfunddreißig verschiedene Arten festgestellt, darunter so prächtige wie den Segelfalter, die beiden Schillerfalter, den Großen Eisvogel, den Trauermantel und den Kaisermantel. Allerdings haben sie auch mit Bedauern bemerkt, daß fünf dieser Arten seit ein paar Jahren nicht mehr zu beobachten sind. Und das ist auch kein Wunder bei dem Verbrauch an Insektiziden, den Land- und Forstwirtschaft heutzutage haben! Die Wirkung von Chemikalien läßt sich eben kaum lokal begrenzen. Und damit sind auch Rückzugsgebiete der Tier- und Pflanzenwelt wie das Bühlertal durch die allgegenwärtigen Gifte bedroht.

Zum Glück sieht es hier noch relativ gut aus, nicht nur bei den Insekten. Auch Reptilien sind hier häufig, vor allem wo es so warm ist wie am Südhang zwischen Geislingen und Cröffelbach. Hier gibt es neben der Zauneidechse und der Ringelnatter auch noch die Schlingnatter, die sich besonders gern in und auf den Trockenmauern und Steinriegeln aufhält.

Diese Steinriegel ziehen, meist von Bäumen und Gebüsch bewachsen, Hunderte von Metern die Hänge hinauf, oft weit in den Wald hinein. Sie sind Zeugnis der Arbeit von Generationen von Bauern, die die Steine aus ihren Äckern und Weinbergen herausgelesen haben – jawohl, auch aus Weinbergen! Im Mittelalter wurde im unteren Talstück nämlich Wein angebaut; das Klima war dazumal einiges wärmer als heutzutage, und der Wein aus dem Bühlertal war sicher nicht so schlecht, wie man sich das jetzt vorstellt.

Das Mosaik einer alten Kulturlandschaft

Das Bühlertal war und ist eine Kulturlandschaft. Hätten wir es heute noch in seinem Naturzustand vor uns, wären wir in mancher Beziehung enttäuscht; denn es wäre fast ganz bewaldet, zwar nicht so eintönig wie ein Tal im Nordschwarzwald, aber

immerhin. Dem Wanderer, der durch dieses Tal ginge, fehlten die Ausblicke, die er heute hat: der Blick auf den bunten Wechsel von Wiese, Feld und Wald, vor allem aber auf das schöne Mosaik, das die vielen Hecken an den Hängen bilden. Da nämlich sowohl die Steinriegel hangauf wie auch die Raine und Wege hangparallel meist noch mit Hecken bestanden sind, ergeben sich lauter kleine Parzellen, die alle ihren individuellen Charakter haben. Und das macht diese Gegend so abwechslungsreich, nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Tiere.

Vor allem die Vögel lieben diese Unterteilung der Flur durch die alten Hecken, die ihnen Nahrung, Deckung und vor allem Nistgelegenheiten bieten. Das bekommt man eindrucksvoll zu hören, wenn

man an einem Maienmorgen zwischen Geislingen und Cröffelbach oder bei Unterschneifach die Hänge entlanggeht: Da wetteifern die Gartengrasmücken mit ihrem melodischen Geplauder mit den lauterer Liedern der Mönche, da klappert «das Müllerchen» (die Klappergrasmücke) dazwischen, die Dorngrasmücke, die sonst so selten geworden ist, macht ihre Balzflüge über den Hecken, der Neuntöter imitiert alle möglichen Nachbarn, allerdings viel schlechter als der Gelbspötter, der auch vertreten ist; Fitis, Zilpzalp und Goldammer singen an jeder Ecke, und aus dem niedersten Gebüsch, ganz am Boden, schwirrt es wie von einer großen Heuschrecke: der Feldschwirl. Und wenn man spät abends denselben Weg geht, hört man außer den letzten Amselliedern vom Wald her aus den Gebüsch am

Bühlertal unterhalb Unterschneifach (Foto: B+H Kunz)



Hang und drunten an der Bühler die Nachtigallen schlagen. – Wer Vogelstimmen studieren will, hier an diesen Hängen ist dazu die ideale Gelegenheit. Von einer Arbeitsgruppe des Deutschen Bundes für Vogelschutz sind allein im Jahr 1975 im Bühlertal 107 Vogelarten nachgewiesen worden, davon 90 Brutvögel, von denen 18 auf der Roten Liste der bedrohten Vogelarten stehen. Vor allem als Brutgebiet gefährdeter Arten ist deshalb das Bühlertal wert geschützt zu werden.

Leider vertragen sich Naturschutz und moderne Landwirtschaft nicht so recht. Die Bauern wollen natürlich möglichst rationell arbeiten, d. h. auch mit großen Maschinen. Die alten Wege sind dafür aber oft zu schmal. Also werden sie verbreitert, was an den Hängen sehr viel Erdbewegungen erfordert. Trockenmauern und Hecken fallen deshalb leicht solchen Wegbauten zum Opfer. Wo aber die Hänge so steil sind, daß man mit Maschinen nicht mehr arbeiten kann, wird oft gar nicht mehr gewirtschaftet. Das erscheint dem Naturfreund vielleicht als Vorteil, und für kurze Zeit mag es auch einer sein, weil sich auf den ungepflegten Magerrasen jener bunte Blütenteppich entrollt, von dem schon die Rede war. Aber nur wenige Jahre, dann machen sich vor allem die Schlehen breit und ersticken die Rasenflora. Das nehmen dann Bauern und Forstleute zum Anlaß, die verwilderten Flächen – für sie sind sie bloß noch Unland – aufzuforsten.

Viele Parzellen im unteren Bühlertal sind so in den letzten Jahren verändert worden – und nicht zu ihrem Vorteil. Denn leider bestehen die meisten Neuanpflanzungen aus Fichten, und die passen ins Bühlertal wie die Faust aufs Auge. Aber wo man nur auf den Holzzuwachs schaut, d. h. auf den Profit, da ist man für die Schönheit einer Landschaft blind. Das Ergebnis kann man in fast jeder Gegend unseres Landes registrieren: Kultursteppe macht sich breit. Zum Glück ist das Bühlertal davon noch relativ weit entfernt, und es lohnt sich deshalb immer noch, dort zu wandern.

Wanderung durchs Bühlertal

Es gibt einen Wanderweg des Schwäbischen Albvereins durchs ganze untere Bühlertal, meist auf der linken, also westlichen Seite. Der Weg beginnt in dem romantischen Städtchen Vellberg, das auf seinem Bergsporn über einer Bühlerschlinge heute noch so aussieht, wie es nach dem Brand im 16. Jahrhundert wiederaufgebaut worden ist. (Von den Neubausiedlungen drum herum muß man freilich absehen, wenn die Illusion erhalten bleiben soll, man wäre ins Zeitalter Luthers zurückversetzt.)

Das Tal ist anfangs schmal, von steilen, waldbedeckten Hängen begrenzt, aus denen an vielen Stellen die grauweißen Muschelkalkbänke hervorstechen. Nach kurzem Weg unterquert man die Eisenbahnbrücke der Strecke Hessental–Crailsheim, die einzige Talbrücke des ganzen Bühlertals. (Alle andern sind nur Flußbrücken.) Wenn man ein wenig Glück hat, kann man schon auf diesem Flußabschnitt Wassersamseln beobachten, wie sie sich von ihrem Ansitz aus ins rauschende Wasser stürzen oder niedrig über die Wasserfläche dahinschwirren.

Bei der inzwischen verlassenen Mühle Rappolden überquert man das Flüschen und geht auf der rechten Talseite bis Anhausen. Dort steht noch eine Mühle, aber es hat hier auch eine mittelalterliche Kirche gegeben, von der allerdings nur noch ein paar Grundmauern erhalten sind.

Von Anhausen führt der Weg den Hang hinauf durch den Wald, vorbei an zwei alten Burgstellen. Von der einen ist nicht mehr viel zu sehen, aber die ehemalige Burg Hohenstein läßt noch gut die schöne Lage der Burg auf einem kleinen Felsplateau hoch über dem Tal und der Mühle Neunbronn erkennen. Von da geht es weiter bergab durch den Wald, und bei der Otterbachmündung kommt man für ein kurzes Stück auf die Straße von Sulzbach nach Oberscheffach. Erst von hier ab führt überhaupt eine Straße durchs Tal; weiter oben gibt es nur kleine Stichstraßen zu den einzelnen Mühlen hinunter.

Oberscheffach hat einmal drei Mühlen gehabt, die zum Teil noch in der Nachkriegszeit das Getreide von der Haller und der Ilshöfer Ebene gemahlen haben. Aber wie mir einer der Müller einmal erzählte, konnten sie der Konkurrenz der Großmühlen am Neckar auf die Dauer nicht standhalten, vor allem nachdem von den Müllern verlangt wurde, dem einheimischen Weizen kanadischen beizumischen. Und von Kanada ins Bühlertal ist der Weg doch zu weit und zu umständlich! Das Müllerhandwerk, einst wohl das einträglichste im ganzen Tal (denn die Landwirtschaft warf hier nie so viel ab), ging damit zugrunde.

Die untere Mühle von Oberscheffach, durch deren Anwesen auch der Wanderweg führt, muß allerdings schon lange eingegangen sein, denn von der eigentlichen Mühle stehen nur noch ein paar romantische Ruinen. Aber das Wasser im Mühlenkanal rauscht noch immer über die Steine; und wer sich die Mühe macht, barfuß im kalten Wasser einige von ihnen zu heben, wird bald ein Tier zu Gesicht bekommen, das man auch nicht mehr überall findet: den Flußkrebs.

Von Oberscheffach talabwärts folgt der Wanderweg meist dem Waldrand auf der linken Talseite, so daß



Vellberg (Foto: B+H Kunz)

man schöne Ausblicke auf Unterschneifach und Hopfach hat. Beide Weiler liegen in kleinen Ausbuchtungen des Tals, von beiden führen steile Steigen hinauf auf die Hochfläche, und die Hänge sind durchweg gerodet und tragen Wiesen und Obstgärten. In Unterschneifach fällt am Ortsrand eine kleine romanische Kapelle auf, die vor kurzem restauriert worden ist, in Hopfach der hohe Bau einer modernen Mühle, die allerdings ebenfalls stillsteht.

Was man vom Wanderweg aus nicht sieht, was aber jedenfalls einen Abstecher lohnen würde, ist die »ehemalige Burg Hopfach« auf dem Eichelberg, der sich steil etwa 130 Meter über dem Ort erhebt. Dort findet man einen riesigen, etwa einen Kilometer langen Graben, von dem ein Lehrer der Gegend ausgerechnet hat, daß dort 30 000 Kubikmeter Erde und Gestein bewegt worden seien. Aber wenn man die Sache genauer betrachtet, erkennt man, daß dieser angebliche Burggraben nicht von Menschenhand geschaffen ist, sondern von der Natur: Es ist eine Art Grabenbruch, der dadurch entstanden ist, daß der äußere Rand des Eichelbergs gegen das Bühlerthal abgesunken ist. Stellenweise hat man nun einen breiten Graben mit steilen Felswänden vor sich, an anderen Stellen eine enge, von mächtigen Fels-trümmern übersäte Schlucht, an einem Ende dann eine sanfte Mulde, am andern eine saubere Verwer-

fung. An den Felskanten wachsen Farne und vielstämmige Ahorne und Linden. Kurzum: Für mich ist es der merkwürdigste Platz in der ganzen Gegend, aber eine Burg ist es nicht.

Dem Eichelberg gegenüber liegt allerdings eine echte Burgruine, deren Grundmauern noch deutlich zu sehen sind: Bilriet. Im 12. Jahrhundert gehörte die Burg den Grafen des Kocher- und Maulachgaus, die auf der Komburg residierten und mit den Staufern verschwägert waren. Aber nach dem Aussterben des Geschlechts im 13. Jahrhundert verlor die Burg ihre Bedeutung, und im 14. wurde sie von den Hallern zerstört. Aber heute noch erhebt sich die Burgstelle über der wichtigsten Straße der Gegend, der Bundesstraße 14 von Stuttgart nach Nürnberg, die hier auf der Cröffelbacher Steige das Tal quert. Der Wanderweg führt über die Brücke der B 14 und hält sich für das letzte Stück bis Geislingen an die rechte Flußseite. Die Bühler fließt hier fast nach Westen, der rechte Talhang ist somit nach Süden orientiert und besonders warm. Das ist das Gebiet der alten Weinberge, der Steinriegel und Hecken, der Dorngrasmücken und der Nachtigallen.

Kommt man heute in das romantisch gelegene Dorf Geislingen an der Mündung der Bühler in den Kocher, so sieht man wie sich etwas talabwärts von beiden Seiten, bedrohlich und großartig zugleich,

die neue Kochertalbrücke der Autobahn Heilbronn–Nürnberg über das Tal schiebt. Da die Brücke in einem raffinierten modernen Verfahren, dem Freivorbau, gebaut wird, hängen vorläufig noch die jeweiligen Bauabschnitte quasi frei in der Luft, und zwar 180 Meter über dem Fundament, womit diese Brücke die höchste Straßenbrücke in Europa sein wird. Trotzdem stellt sie in ihrer rigorosen Einfachheit kaum eine Bereicherung der Landschaft dar, aber einen Vorteil wird sie doch haben: Wenn der Fernverkehr einmal über die Autobahn rollt, wird es auf der Cröffelbacher Steige wohl ein wenig ruhiger werden; und so profitiert der untere Talabschnitt vielleicht sogar von der Brücke – vorausgesetzt jedoch, man hört den Verkehrslärm nicht auch noch von der anderen Seite.

Das Bühlertal als Naturschutzgebiet?

Das Bühlertal ist seit Jahren Landschaftsschutzgebiet. Es hat deshalb bei manchen Leuten Kopfschütteln erregt, als der Deutsche Bund für Vogelschutz 1975 den Antrag stellte, das Tal zum Naturschutzgebiet zu erklären. Auf den ersten Blick erscheint das auch nicht recht verständlich. Genügt denn der Status eines Landschaftsschutzgebiets nicht? Wozu braucht man ein so riesiges Naturschutzgebiet? So fragen sich viele. Und die Grundstücksbesitzer fürchten, sie würden quasi enteignet, zumindest könnten sie nicht mehr wirtschaften, wie es ihnen beliebt. – Der neue Vorstoß der Ornithologen und anderer Naturschützer fordert also eine Erklärung. Sie ist etwa folgende: Man hat früher einmal geglaubt, für den Artenschutz genüge es, einzelne Tier- und Pflanzenarten unter Naturschutz zu stellen; allenfalls dachte man noch an den Schutz eines Pflanzenstandorts oder eines besonders markanten Brutvorkommens wie z. B. der Reiherhalde bei Morstein. Inzwischen aber hat der erschreckende Rückgang (bis zum Aussterben) vieler Tier- und Pflanzenarten in Deutschland deutlich gemacht, daß das eben nicht genügt. Was hilft es z. B., einen Orchideenstandort kleinflächig unter Schutz zu stellen, wenn in der Nachbarschaft so massiv gedüngt wird, daß sich der Chemismus von Boden und Wasser völlig verändert und die auf solche Veränderungen sehr empfindliche reagierenden Orchideen dann doch absterben? Was nützt es, wenn man die Hecke schont, in der die Dorngrasmücke brütet, in den Obstgärten der Umgebung aber mit Insektiziden die Nahrung des Vogels vergiftet? Oder was taugt es, Eisvogel und Wasserramsel unter ganzjährigen Schutz zu stellen, wenn man durch Rückhaltebecken, wie sie im Bühlertal geplant waren, den

Biotop zerstört, auf den die Vögel angewiesen sind? Wenn man also die Natur in einem so dicht besiedelten und hochindustrialisierten Land wie Deutschland nicht völlig verarmen lassen will, so muß man Schutzgebiete schaffen, die durch ihre Größe genügend biologische Substanz haben, um die schädlichen Einflüsse ihrer technisierten Umwelt einigermaßen zu neutralisieren und so zu überleben. – Diese Meinung wird heute nicht nur von Naturschützern, sondern auch von Politikern wie zum Beispiel vom baden-württembergischen Landwirtschaftsminister WEISER geteilt, der vor kurzem erklärt hat: *Die vorhandenen Naturschutzgebiete und flächenhaften Naturdenkmale sind als Reservate für bedrohte Tiere und Pflanzen und deren Lebensgemeinschaften oftmals zu klein. Häufig wirken auch Einflüsse der veränderten Umgebung negativ auf die Erhaltung und den Fortbestand existenzgefährdeter Arten.* So spricht alles für ein Naturschutzgebiet Unteres Bühlertal.

Man könnte allenfalls einwenden, daß es sich hier doch um eine Kulturlandschaft handelt, also eine Landschaft, die durch den Menschen verändert und schon weit von ihrem Naturzustand entfernt ist. Aber das wäre kein zwingendes Argument; denn was haben wir in Deutschland überhaupt noch an unberührter Natur, wo selbst die Gipfelregionen der Alpen durch den modernen Bergtourismus mit Müll übersät sind! Wenn wir nur Naturlandschaften im eigentlichen und engsten Sinne schützen wollten, bliebe nicht viel zu schützen übrig. Wir müssen deshalb unbedingt unser Augenmerk auf den Schutz naturnaher bäuerlicher Kulturlandschaften richten, nicht zuletzt deshalb, weil in ihren (zunächst auch künstlichen) Biotopen wie Weinbergen, Obstgärten, Schafweiden, Streuwiesen u. ä. eine Vielzahl von Arten eingebürgert ist, die wir in der ursprünglichen Naturlandschaft gar nicht vorfinden würden.

Der Mensch hat eben nicht immer so zerstörerisch in die Natur eingegriffen wie in diesem Jahrhundert. Frühere Generationen von Bauern, Forstleuten, Straßenbauern und Architekten haben mit ihren Maßnahmen die Natur sogar oftmals bereichert, was man ja im Bühlertal sehr schön studieren kann; denn sie haben nicht gegen die Natur, sondern mit der Natur gewirtschaftet. Was sie wollten, war ihr Lebensunterhalt, nicht ihr Profit. Und der Erfolg ihrer Arbeit war deshalb eine zwar veränderte, aber immer noch schöne und biologisch reiche Landschaft. Und deshalb müssen wir diesen Landschaftstyp wenigstens an einigen Stellen erhalten. Es gibt davon ohnehin nicht mehr allzu viele Beispiele in unserem Land. Das Bühlertal ist eines davon, jedenfalls noch, und wenn wir es erhalten, hoffentlich auch noch für lange.

Die natürlichen erdgeschichtlichen Veränderungen der Erdoberfläche erfolgen meist in langen geologischen Zeiträumen, also in Jahrmillionen. Wenn wir trotzdem gelegentlich Zeugen einer plötzlichen geologischen Veränderung – wie z. B. eines Vulkanausbruchs, eines Erdbebens mit geringer Krustenverschiebung, eines Bergsturzes, einer Lawine oder eines Starkregens mit anschließendem Hochwasser – werden, dann sind wir entsetzt über die «schrecklichen» Naturgewalten. Diese «aktuogeologischen» Ereignisse sind für die betroffenen Menschen und Gebiete folgenreich und schwer, betreffen jedoch nur einen verschwindenden Prozentsatz eines Landes bzw. seiner Menschen. Dies gilt erst recht, wenn wir die ganze Erde betrachten. Ein deutlicher Indikator für die Geringfügigkeit der Ereignisse trotz aller Schäden ist deren minimale ökologische Auswirkung.

Wie steht es demgegenüber mit den Eingriffen des Menschen in Natur und Landschaft? Sind diese Eingriffe auch so geringfügig, oder verschließen wir davor nur die Augen, weil wir die harten Realitäten nicht erkennen wollen? Glauben wir nicht oft, daß unsere Wirtschaftskraft und damit unser «wohlerworbener» Wohlstand gefährdet sei, wenn nicht dieser und jener weitere Eingriff auch noch durchgeführt wird? Doch wo ist das Ende?

Wenn wir die Veränderungen zusammenstellen, welche durch unsere Zivilisation bedingt sind, und analysieren, ob die natürlichen oder die vom Menschen verursachten Veränderungen schwerwiegender sind, kommen wir letzten Endes auf die Frage, ob die vom Naturschutzgesetz geforderte «nachhaltige», d. h. möglichst langzeitige oder dauernde Nutzungsfähigkeit der Naturgüter Boden, Wasser, Luft, Klima, Tier- und Pflanzenwelt (§ 1 Naturschutzgesetz) trotz aller Eingriffe wirklich gewährleistet ist.

Der erste bedeutende und großflächige Eingriff des Menschen war wohl die Rodung großer Waldgebiete. In Mitteleuropa wurde diese im Mittelalter durchgeführt. Sie dürfte vor allem durch das Schaffen von Freiflächen und die nur mäßig intensive Nutzung der Rodungsflächen und durch die damit begünstigte Einwanderung von außen zu einer Bereicherung von Flora und Fauna beigetragen haben. Seitdem haben aber – und vor allem seit Beginn des industriellen Zeitalters – bemerkenswerte Veränderungen stattgefunden, die sich zu einem guten Teil auch in geomorphologischer Weise aus-

wirken, also deutliche Veränderungen der Form und Struktur der Landoberfläche bedingen. Diese Änderungen der Oberflächengestalt der Erde haben neben optisch-ästhetischen Gesichtspunkten teilweise auch weitreichende und wichtige ökologische Konsequenzen (s. u.). Ursache solcher Veränderungen waren meist momentane zivilisatorische Bedürfnisse, welche in ihren oft weitreichenden Auswirkungen auf den Naturhaushalt oder in den wirklichen Dimensionen zumindest nicht immer überlegt oder nicht immer richtig erkannt wurden. Allein hieraus folgt schon die Notwendigkeit vielseitiger naturwissenschaftlicher Grundlagenuntersuchungen in unserem Land, um in Zukunft besser informiert zu sein. Dabei spielen erdwissenschaftliche Gesichtspunkte (GERMAN und EICHHORST 1977) neben den ökologischen eine wichtige Rolle, weil die natürlichen umgestaltenden Vorgänge die Erdoberfläche langfristig gesehen ändern (z. B. Abtragung der Berge, Aufschüttungen in Talauen u. a.). Eine Beachtung des natürlichen Geschehens an der Erdoberfläche bewahrt vor Fehlinvestitionen und vor Schäden (z. B. durch Starkregen, Hochwasser, Hangrutsch, Turbulenz u. a.). Gerade in einer Zeit zunehmender fachlicher Spezialisierung ist es daher eine besonders wichtige Aufgabe, sowohl die komplexen Naturerscheinungen als auch die zahlreichen und verschiedenartigen Veränderungen in der Natur zu überblicken und endlich die richtigen Konsequenzen für unser Leben zu ziehen. Dabei muß die nachhaltige Sicherung des Naturhaushalts (§ 1 NatSchG) Leitmotiv sein.

Die geomorphologischen Veränderungen an unserer Naturlandschaft lassen sich wie folgt angeben (nach GERMAN und EICHHORST 1977):

1. Flächen für Bau- und Siedlungszwecke:
 - a) Flächen für Wohngebäude, Gewerbe- und Industriebauten
 - b) geomorphologisch umgestaltete Flächen ohne Bauwerke (Gärten, Erdbewegungen, Sportplätze, Friedhöfe, Anlagen, Freizeitplätze usw.)
 - c) Freileitungen, Sendeanlagen, Türme einschl. Sockelbauten, alle sonstigen Baumaßnahmen im Außenbereich
2. Flächen für Verkehrszwecke:
befestigte Verkehrswege und Abstellplätze (Straßen und Wege einschließlich der zugehörigen Gräben, Böschungen und Bauten, Parkplätze, Wanderparkplätze; Bahnkörper einschließlich der zugehörigen

Gräben, Böschungen und Einschnitte; Seilbahnen, Skilifte, Flugplätze usw.)

3. Flächen für öffentlichen Bedarf:

a) Müllplätze, Deponien

b) Lagerflächen, Auffüllflächen

4. Flächen für Materialentnahme:

Steinbrüche, Kiesgruben, Sandgruben usw.

5. Flächen für Wasserbaumaßnahmen:

a) korrigierte Flußläufe,

b) Be- und Entwässerungsgräben,

c) künstliche Wasserflächen (Kanäle, Badeseen, Fischweiher, Stauseen, Rückhaltebecken usw.)

6. Flächen mit landwirtschaftlich bedingter Umgestaltung:

a) Ackerterrassen

b) Weinbergterrassen; Steinriegel, Stützmauern

c) Abtragungserscheinungen (Bodenerosionen, Rutschungen infolge anthropogener Eingriffe usw.)

Von diesen bestehenden geomorphologischen Veränderungen haben sich in ihren Auswirkungen die nachfolgenden zumindest regional als fragwürdig oder/und sogar als nachteilig (schädlich) erwiesen (nachteilige Auswirkungen in Klammer):

Aufschüttung in der Talaue (Einengung des Hochwasserabflusses und Zerstörung des Biotops Talaue)

Überbauung der Talaue (Einengung des Hochwasserabflusses mit vermeidbaren Schäden für Bewohner und Bauwerke, vermeidbare Sekundärbauwerke zum Hochwasserschutz, wie z. B. Dämme und Rückhaltebecken)

Inanspruchnahme besonders wertvoller Böden für Bauzwecke (Verlust an nutzbaren Böden)

Begradigung von Fließgewässern (Erosion – Akkumulation, beschleunigter Wasserabfluß und Verlust der natürlichen Ufervegetation und der Auwälder) unzureichende Uferverbauung bzw. Sohlenbefestigung (Nachteile für Tier- und Pflanzenwelt)

Anlage von Splittersiedlungen (vermeidbare Versorgungs- und Entsorgungsleitungen, höhere Belastung der Landschaft u. a. durch Straßenbau)

mangelnde Koordinierung zwischen Bauleitplanung und Straßenbau (Bebauung jenseits von Umgehungsstraßen hat weitere Umgehungsstraßen zur Folge, also vermeidbarer Landverbrauch)

Errichtung exponierter Bauwerke (Hochhäuser, große Bauwerke auf Höhen usw. stören das Landschaftsbild)

Nichtbeachtung natürlicher landschaftlicher Grenzen für die Bebauung, z. B. in Talauen und im oberen Teil von Bergen (z. B. häßlicher Anblick, Zerstörung eines Flußbiotops, Überspringen der Wasserscheide u. a.)

Anlage von Baggerseen (verstärkte Verdunstung, vermeidbarer Verbrauch und vermeidbare Gefährdung des Grundwassers; künstliche Seen sind besonders in Talauen im Gegensatz zu flachen Altwässern landschaftsfremd)

Beseitigung von Altwässern (ökologische Nachteile durch Zerstörung wichtiger Biotope ganzer Pflanzen- und Tiergesellschaften)

Anlage von Fischteichen (landschaftsfremde geometrische Formen, die nach dem Ende der Nutzung kaum je wieder rekultiviert bzw. eingeebnet werden)

Bau tiefer Einschnitte im Zuge des Straßenbaus (Zerstören der natürlichen Vegetation, Stören des Landschaftsbildes und Zerschneiden menschlicher und tierischer Lebensräume und Wanderwege)

Anlage von Materialentnahmestellen, also von Steinbrüchen, Kiesgruben, Lehmgruben usw.; da erst seit dem Naturschutzgesetz eine Rekultivierungspflicht besteht, welche sich aus geomorphologischer Wiedereingliederung und Bepflanzung zusammensetzt, können die verbreiteten Altschäden (z. B. Zerkraterung, Zerstörung der geschlossenen Bodendecke, Grundwassergefährdung, gefährliche Steilwände mit Steinschlag usw.) nur schwer behoben werden

Anlage von Deponien, welche oft einseitig durch Verfüllen offener Hohlformen erfolgt (Verminderung des Reliefs)

Anlage von Ackerterrassen und Weinbergterrassen. Obwohl diese überall im Lande vorkommen, treten diese besonders deutlich im Kaiserstuhl auf. Die dort vor einigen Jahren im Zuge der Rebflurbereinigung angelegten Terrassen mit den hohen Wänden sind jedoch landschaftsfremd

Auswertung und Verbesserungsvorschläge

Eine quantitative Bestimmung dieser nachteiligen oder/und schädlichen Veränderungen der Landoberfläche, d. h. ihre flächenhafte Verbreitung oder eine Längenauswertung ist nur lokal in drei Einzelbeispielen vorhanden und bei GERMAN und EICHHORST (1977) veröffentlicht (s. Tab.).

Eine vorläufige Übersichtsaufnahme von Landschaftsschäden hat in den bisher untersuchten und ausgewerteten fünf Landkreisen zu überraschenden Werten geführt (GERMAN 1979). Diese vorläufigen Zahlen würden durch genauere, zeitlich aber zu aufwendige Aufnahmen allein in den untersuchten Landkreisen sicher noch größer werden. Dabei hat sich folgendes ergeben: Häufiger als bei bereits bestehenden Siedlungsteilen wird bei erst geplanten Baugebieten eine schädliche Wirkung auf die Land-

Beispiele für geomorphologisch umgestaltete Landoberflächen im Außenbereich in Prozenten der untersuchten Fläche (aus GERMAN /EICHHORT 1977).

	Ammertal am Stadtrand westlich von Tübingen	Agrarlandschaft bei Ammerbuch- Reusten	Waldgebiet Rammert bei Rottenburg
	Prozentsatz der Gesamtfläche		
1. Flächen für Baumaßnahmen und Siedlungszwecke			
a) Flächen für Bauten	0,15	0,15	0,01
b) Industrieflächen	0,44		
c) geomorphologisch umgestaltete Flächen	0,29	0,58	0,18
Summe 1	0,88	0,73	0,19
2. Flächen für Verkehrszwecke			
a) geteerte Fahrbahnen	3,65	0,93	
b) befestigte Fahrwege	0,55	0,64	4,16
Abstellplätze	0,02		
Summe 2	4,22	1,57	
3. Flächen für öffentlichen Bedarf			
b) Auffüllflächen	3,06	0,11	0,02
4. Flächen für Materialentnahme			
Steinbrüche (aufgegeben)	—	—	1,99
5. Flächen für Wasserbaumaßnahmen			
a) korrigierte Flußläufe	2,59		
b) Entwässerungsgräben	0,81		0,02
c) künstliche Wasserflächen	0,11		
Summe 5	3,51	—	
6. Flächen mit landwirtschaftlich bedingter Umgestaltung			
b) Weinberge	6,72	—	—
Gesamtfläche der geomorphologischen Veränderungen	18,39	2,41	6,38

schaft festgestellt. Man fragt sich: sind wir Landschaftspfleger gegenüber Planungen kritischer als gegenüber dem Bestand, oder werden die Zuständigen (Planer, Verwaltung, Gemeinde- und Kreise) weniger kritisch gegenüber zukünftiger landschaftsschädlicher Entwicklung? Sollte dieses Verhalten eine Zivilisationserscheinung darstellen, und können wir uns nicht mehr naturgemäß verhalten? Trotz aller Bedenken wegen der begrenzten Gültigkeit der Zahlen aus der nur vorläufigen Landschaftsschadenserhebung läßt sich der Trend deutlich erkennen. Wir sind zu größter Vorsicht aufgerufen, wenn wir unsere Zukunft nicht «zementieren» wollen.

Nun liegen zwar Erklärungen der Landesregierung vor über Landschaftsverbrauch (Landtagsdrucksache 7/1873) und Ökologie und Landschaftspflege (Landtagsdrucksache 7/4820). Erfreulicherweise haben diese Erklärungen ein großes Echo erfahren. Viele Menschen reden vom Landschaftsverbrauch.

Aber wer tut etwas? Immer wieder werden wirtschaftliche Gründe vorgebracht, um ein weiteres Gebiet zu überplanen. Offenbar haben nur wenige den Mut, sich ökologisch richtig zu verhalten. Aber können wir es uns weiterhin leisten, ökologisch ins Blaue hinein zu leben? Es ist daher zu fordern, daß wenn noch keine ökologischen Bilanzen (vgl. GERMAN 1976) vorgelegt werden können, die Gemeinden und Kreise über Flächenplanungen Rechnung legen. Wieviel Hektar sind überbaut – wieviel Hektar sind rechtskräftig überplant? Bei jeder weiteren Planung wäre dann ein Bericht über die neuen der freien Landschaft zu entziehenden Flächen zu erstatten und ökologisch zu verantworten.

Mit diesen Problemen sind wir ja nicht allein. Auch in den Nachbarstaaten wird von *Planungssünden* und einer *unnötig engmaschigen Erschließung der Landschaft durch Straßen* usw. berichtet (FLIRI 1970). Außerdem schreibt der gleiche Autor (bereits vor 10 Jahren), daß wir *den größten Teil der Fehlentwicklungen in der*

Landschaft . . . der Übertragung der baupolizeilichen Befugnisse in der ersten und zweiten Instanz an die Gemeinde verdanken.

Müssen wir unbedingt ähnliche Fehler machen? Sichern uns bürgernahe Entscheidungen den Naturhaushalt und die Landschaft? Zweifellos gelten die Naturschutzgesetze des Bundes und des Landes für alle Bürger – und nicht nur für Naturschützer. Die Skepsis der Landesregierung über die Verbreitung des ökologischen Wissens (Landtagsdrucksache 7/4820) ist sicher (noch) zutreffend. Daher ist eine weitere Delegation von Baubefugnissen auf örtliche Basis nur soweit sinnvoll, als dadurch Natur und Landschaft in dem mit den Fachbehörden einvernehmlich verabredeten Spielraum beansprucht werden. Wie FLIRI (1970, 1975) darlegt, hätten sich auch in Tirol viele *Fehlbesiedlungen* und zwei Drittel der Verluste an Sachschäden bei Naturkatastrophen vermeiden lassen, wenn ein Schutz rechtzeitig erfolgt wäre, d. h., wenn die Landschaft sinnvoll ökologisch und raumplanerisch geordnet worden wäre. Wie wenig jedoch gerade Ökologie und Raumplanung bei uns aufeinander abgestimmt sind, zeigen die Ausführungen von EICHLER (1975, 1977) über das Bundesdemonstrativbauvorhaben Heidelberg-Emmertsgrund. Mit Sorge muß in diesem Zusammenhang auch die fortwährende Spezialisierung an den Universitäten beobachtet werden. Absolventen mit der ökologisch vorteilhaften Fächerkombination Biologie und Geographie werden leider immer seltener, obwohl diese Menschen fachlich besonders günstige Voraussetzungen für die Umweltgestaltung mitbringen.

Zu den verschiedenen Eingriffsarten (s. Tab.) ist aufgrund der vorliegenden Zahlen (GERMAN und EICHHORST 1977 bzw. GERMAN 1979) und aufgrund langjähriger Beobachtungen in unserer Heimat folgendes auszuführen:

Flächen für Baumaßnahmen und Siedlungszwecke

Bei diesen Beispielen wurden die im Normalfall geschlossenen Siedlungsbereiche bewußt ausgespart. Diese umfassen nach Angaben des Statistischen Landesamts bereits über 10% der Landesfläche. Deshalb fällt in der Tabelle der bestehende relativ starke Anteil der überbauten Fläche im Außenbereich besonders auf (Hoch- und Tiefbau, bes. Z. 1 und 2 der Tabelle). Türme von Bundespost und Militär belasten in wachsendem Maß unsere Landschaft, besonders an exponierten Stellen, ebenso asphaltierte Parkplätze und Baumaßnahmen im Gefolge von Freizeitbauten. Jede Auflockerung des § 35 BBauG usw. hätte daher schwerwiegende Folgen

für die Landschaft und das Ökosystem. Die versiegelten Flächen treten in einer ökologischen Bilanz als Zuschußgebiete auf und wirken sich daher nachteilig aus. Sie fallen auch in der Zukunft lange Zeit für die Ökologie aus, sofern die darauf stehenden Bauwerke im Zuge weiterer Veränderungen (ökologische Verbesserungen) nicht in vollem Umfang beseitigt werden (z. B. durch Abtragung eines Bauwerks oder eines Straßenkörpers).

Der Beseitigung von Bauwerken (Hoch- und Tiefbau) ohne (volle) Funktion ist zukünftig wesentlich größere Bedeutung beizumessen als bisher, um die ökologisch funktionstüchtige Landoberfläche optimal zu nutzen. Das heißt, daß das Bauwerk nicht lediglich mit Erdaushub überschüttet und die neue Landoberfläche bepflanzt, sondern daß dieses vollständig abgebrochen und der Schutt auf einer geeigneten Deponie abgelagert werden muß. Als Begründung für diese von manchen vielleicht als unnötig empfundenen Maßnahmen wird angeführt, daß die Erdoberfläche ja fortgesetzter Abtragung unterliegt und damit das Bauwerk im Laufe der Zeit wieder an die Oberfläche kommt.

Die bisher bekannten Zahlen führen zu folgendem Schluß: Insgesamt ist der Landverbrauch durch Baumaßnahmen (Hoch- und Tiefbau) drastisch zu verringern oder sogar weitgehend abzustoppen. Eine quantitative Überbauung des Landes, welche als Alptraum denkmöglich erscheint, würde jedoch den Naturhaushalt vernichten und ist mit NatSchG § 1 nicht vereinbar.

Wie die Antwort der Landesregierung auf die Große Anfrage der Fraktion der CDU (Drucksache 7/4030 vom 1. September 1978 und Drucksache 7/4820 vom 17. 11. 1978 des Landtags von Baden-Württemberg) dazu ausführt, *bedarf jede Raumplanung folgerichtig ihrer Ergänzung im ökologischen Bereich, um einer Zerstörung oder Erschöpfung der natürlichen Ressourcen vorzubeugen*. Weiter heißt es dort: *Das bedeutet, daß mit allen auf den Raum bezogenen Planungen (im weitesten Sinne) langfristige ökologische Planungen einhergehen müssen, um tiefgreifende, nachhaltige Veränderungen des ökologisch-strukturellen Wirkungsgefüges zu vermeiden und auf dieser Grundlage eine ökologisch bestmögliche Nutzung anzustreben*. Nachdem das gleiche Schriftstück anführt *Der Naturhaushalt hat aber nur ein begrenztes ökologisches Potential*, folgt daraus, daß jetzt auch dort Grenzen der Belastbarkeit (s. GERMAN 1977 b) erkannt werden. Allerdings bieten die zahlreichen von der Landesregierung genannten Einzelvorhaben keine Gewähr, daß eine Überlastung unseres Landes vermieden wird. Vielmehr werden durch solche Vorhaben nur verschiedene Symptome erfaßt, deren Aussage begrenzt ist. Auf solche Pro-

bleme und diejenigen einer Vermarktung der Natur wurde schon in GERMAN (1977 c) hingewiesen. Doch bis wann erkennt man allgemein, daß wir in Mitteleuropa über unsere Verhältnisse leben? Wieviel Krisen müssen noch kommen, bis erste Konsequenzen gezogen werden?

Die starke Bautätigkeit und der daraus folgende Landverbrauch in den letzten drei Jahrzehnten haben uns an die Grenze der Belastbarkeit unseres Landes gebracht – sofern wir diese Grenze nicht schon überschritten haben. Die langsam sinkende Bevölkerungszahl des Landes läßt hoffen, daß sich dadurch im Laufe der Zeit die landschaftlichen und ökologischen Verhältnisse bessern. Um die tatsächliche Belastbarkeit unseres Landes durch Besiedlung zu kennen, muß aber endlich die dringend notwendige Grundlagenuntersuchung (GERMAN 1977 b) eingeleitet werden.

Flächen für Verkehrszwecke

Wie schon von EICHHORST und GERMAN (1974) aufgezeigt, war die Zerschneidung des Regierungsbezirks Tübingen bereits damals recht weit gediehen. Andere Teile Baden-Württembergs, wie z. B. der mittlere Neckarraum, sind noch wesentlich stärker als der vorwiegend ländliche Raum des Regierungsbezirks Tübingen zerschnitten. Erst kürzlich hat BOPP (1978) erneut auf diese Probleme hingewiesen. Außerdem hat der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen in seinen Gutachten 1974 und 1978 (S. 395 f.) die hohe Dichte des Straßennetzes angeführt und die planmäßige Sicherung größerer unzerschnittener Flächen gefordert.

Da der Verkehr mit seinen Emissionen vom eigentlichen Straßenkörper noch weit auf die angrenzenden – oft landwirtschaftlich genutzten – Flächen einwirkt, ist die ökologische Schädigung noch wesentlich größer, als sie sich darstellt, wenn nur die «versiegelten» Flächen berücksichtigt werden. Eine zu starke Zerschneidung der Landschaft durch das Straßennetz führt daher zu ökologischer Degradierung. Damit wäre aber die nachhaltige Sicherung des Naturhaushaltes gefährdet (vgl. § 1 NatSchG). Verkehrsstrassen tragen durch ihre Dämme und Einschnitte auf weite Erstreckung zur Veränderung der Landschaft bei, ebenso wie Flußbegradigungen, Kanäle und Rückhaltebecken. Durch Anpassung der Linienführung von Straßen an die Landschaftsformen können oft Einschnitte und Dämme (gestörte Luftzirkulation) vermieden werden. Durch Verwenden von Brücken und Tunnels lassen sich oft landschaftszerschneidende Trassen und weit ausladende Serpentinien vermeiden. Außerdem ist es in

solchen Fällen Menschen und Tieren leichter möglich, sich unter Brücken hindurch und über Tunnelröhren hinweg zu bewegen und allgemein ungestörter zu leben als neben stark befahrenen Verkehrswegen. Dabei sollten Brücken möglichst weitgespannt über Talauen hinwegführen, um für Hochwasserabfluß, Luftzirkulation und besonders für Wanderwege genügend Freiraum zu ermöglichen (also möglichst wenig Dammschüttung!). Schließlich läßt sich die wachsende Zerschneidung der Landschaft durch Verkehrswegebau (vgl. EICHHORST und GERMAN 1974) durch weitgehenden Verzicht auf neue und durch bevorzugten Ausbau der vorhandenen Trassen weitgehend vermeiden (vgl. dazu auch die Denkschrift der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg). Sofern durch Begradigungen usw. eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und der Landschaft erzielbar ist, muß diese genutzt werden. Dabei ist immer streng zu prüfen, ob der gleiche Zweck nicht auf andere Weise zu erzielen ist; der entbehrliche Teil des alten Straßenkörpers ist zu entfernen.

Flächen für öffentlichen Bedarf

Müllplätze und Deponien der verschiedensten Art tragen zur Veränderung der Landschaft bei. Dabei wurden bisher nicht selten auch interessante geomorphologische Kleinstrukturen (z. B. Toteislöcher, Talvermoorungen) überdeckt. Dadurch vermindert sich immer wieder der Formenschatz der Landoberfläche (vgl. Überbauung, Flußbau, Flurbereinigung usw.). Sofern dabei ehemalige Materialentnahmestellen wieder verfüllt werden, wie z. B. bei der Deponie Poppenweiler, Landkreis Ludwigsburg, wird ein bisheriger Landschaftsschaden behoben, ohne daß durch das Deponieren ein neuer Schaden entsteht.

Nicht selten entstehen aber durch Deponien neue Landschaftsschäden, wenn entweder Hohlformen verfüllt oder neue Vollformen mit landschaftsfremden Neigungswinkeln geschaffen werden. In beiden Fällen ist zu berücksichtigen, daß zu mächtige Verfüllung bzw. zu steile Auffüllung nicht selten zu Rutschungen und damit zu neuen Landschaftsschäden führen kann (ggf. Langzeitwirkung). Die geringsten Schwierigkeiten treten stets dann auf, wenn natürliche Verhältnisse nachgeahmt werden (vgl. GERMAN 1977 a).

Bei allen Flächen des öffentlichen Bedarfs ist – ebenso wie bei Erdaushub im Siedlungsbereich – auf die Lagerung, Zwischenlagerung bzw. die Abfuhr des (Humus-)Bodens zu achten, um ihn weiterer Verwendung zuzuführen.

Flächen für Materialentnahmestellen

Materialentnahmestellen sind in unterschiedlichster Größe und in reicher Zahl recht verbreitet (Erhebung des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt im Jahr 1975, s. GERMAN und KLEPSE 1977). Ihre Zahl sollte drastisch verringert werden, um eine Koordinierung des Abbaus an landschaftlich vertretbarer Stelle zu erreichen. Mittelfristig ist besonders auf einen Ersatz von Kies durch Kalksteinschotter zu achten, um Kieslagerstätten vornehmlich für die vorrangigeren Zwecke der Wassergewinnung zu erhalten. Sofern örtlich noch Kies abgebaut werden darf, ist in jeder Weise, selbst bei Qualitätsverminderung, der Trockenabbau zu bevorzugen, weil dadurch weitere künstliche Wasserflächen vermieden werden, die Verdunstung vermindert wird und Landschaftscharakter und Landschaftsform nicht verfälscht zu werden brauchen. Der bisher meist große Schaden für die Landschaft durch Materialentnahme kann zukünftig verringert werden, weil seit dem Naturschutzgesetz eine Rekultivierungspflicht besteht.

Der geomorphologische Schaden bei Materialentnahmestellen (Trockenabbau) wird um so geringer sein, je mehr die Landschaftsformen nach Ende des Abbaus den umgebenden angeglichen werden. Das heißt, gegenüber den bisher vorherrschenden oft senkrechten Steilwänden sind zukünftig wesentlich flachere, landschaftsgemäße Neigungen bis maximal 35 Grad anzustreben (GERMAN 1977 a). Ein Anfüllen von Steilwänden kommt nur begrenzt in Frage, da bei größeren Mächtigkeiten – z. B. auch durch inzwischen eingetretene Verwitterung – Rutschungen auftreten können. Ebenso können aber auch Steilwände einstürzen, wie das Beispiel einer stillgelegten Materialentnahmestelle bei Linz am Rhein unlängst gezeigt hat.

Kiesbaggerseen verursachen in einigen Landschaften (z. B. an Oberrhein, Donau usw.) neue Seenplatten. Diese waren früher nicht vorhanden und können weder als Wasserfläche noch als Ökotope mit den früher in den Flußniederungen vorhandenen Altwässern verglichen werden. Die große Tiefe der Baggerseen kann sich sauerstoffzehrend bemerkbar machen. Aus diesem Grund ist der Naturschutz bestrebt, an geeigneten Stellen flache und formgerechte Wassertümpel von einem halben bis 2 m Tiefe zu erstellen.

Flächen für Wasserbaumaßnahmen

Die meisten Fließgewässer unseres Landes wurden im Laufe der Zeit irgendwie verändert (besonders

stark am Oberrhein durch Begradigung und Bau der Staustufen). Nicht selten läuft das Wasser zwischen geometrisch gestalteten, landschaftsfremden Dämmen, die bei Hochwasser nicht immer ausreichen. Hier muß eine größere Dimensionierung angestrebt werden. Eine Verhinderung der Hochwasserschäden durch Rückhaltebecken würde meist zu weiteren Verunstaltungen der Landschaft und damit ebenfalls zu Landschaftsschäden führen. Ein Vorklärbecken hätte keine nennenswerte ökologische Bedeutung, da die Sinkstoffe wohl jedes Jahr vom Beckengrund entfernt werden müssen. Die Aktionsgemeinschaft Natur-Umweltschutz hat sich zu diesem Problem in einer ausführlichen Denkschrift geäußert.

Im Zuge von Wasserbaumaßnahmen (u. a. Schließen und Öffnen von Wasserzügen, z. B. Altwässern) sind irreversible Abdichtungen in Gerinnen erfolgt. Durch diese Veränderung an der Landoberfläche und durch den schnelleren Abfluß des Niederschlags wird die Grundwasserneubildung eingeschränkt.

Ein Teil des Bodenseeufers ist durch Auffüllung und den Bau von Uferbefestigungen (Hafen- und Badeanlagen) verändert. Dort wo naturnahe Verhältnisse (flacher Strand und Uferbewuchs) eingehalten wurden, sind die Zerstörungen gering.

Landwirtschaftlich bedingte Umgestaltung

Ackerterrassen und Weinbergmauern fallen, so wie sie früher ausgeführt wurden, in ihren bescheidenen Dimensionen kaum ins Gewicht. Sie sind oft sogar Standorte seltener Pflanzen und Tiere. Bedenklich ist dagegen eine moderne Nivellierung. Großflächige Rampen mit hohen Steilwänden wirken sich störend auf das Landschaftsbild aus (z. B. im Kaiserstuhl). Sie sind landschaftsfremd, d. h. sie treten von Natur aus nicht auf.

Nutzungsänderungen besonders in der Talaue (z. B. von Wiese zu Maisanbau) wirken sich wegen Erosion und Akkumulation bodengefährdend und für gewisse Populationen (z. B. Großer Brachvogel) sogar existenzgefährdend aus. Zumindest Talauen sollten nur als Wiesen genutzt werden. – Die häufige Asphaltierung vieler Wirtschaftswege (Versiegelung) erscheint, besonders in ihrer Breite und beim Vergleich mit den wesentlich stärker belasteten Straßen, überzogen.

Schlußfolgerungen

Die Eingriffe in Natur und Landschaft wirken sich auf folgende Bereiche aus:

den Luftkreislauf, die Gewitterhäufigkeit und die Niederschläge (z. B. durch Überbauung bzw. Nutzungsänderung)
 den Abfluß der Niederschläge (z. B. rascherer Abfluß durch Entwässerungsgräben, Flußbegradigungen usw.)
 die Sonneneinstrahlung (z. B. Albedo, d. h. Reflektion des Lichts besonders bei künstlichen Wasserflächen)
 die Luftzirkulation (z. B. Bebauung und Aufwinde, Dämme mit Stau usw.)
 das Landschaftsbild (z. B. Zerkraterung durch Materialentnahme, landschaftsfremde Formen durch menschliche Eingriffe, bes. bei künstlichen Steilwänden)
 die natürliche Bodenfruchtbarkeit (ungenügender Schutz des Mutterbodens – vgl. § 2 NatSchG)
 das Grundwasser bei seiner Freilegung (z. B. verstärkte Verdunstung, Verschmutzung)
 die Vegetation durch Vernichten der natürlichen Vegetation (z. B. Auewald, in Bebauungs- und Rodungsgebieten)
 die Tierwelt durch Vernichten des Ökotopts (Planieren, Entwässern, Roden usw.)

Nachdem diese Folgen untereinander und mit dem gesamten Naturhaushalt recht eng zusammenhängen, ist auf jede weitere Veränderung und auf die Rückkopplungsmechanismen besonders zu achten. Wegen der komplexen Zusammenhänge von Landoberfläche, Klima und geologischen Faktoren, und weil Veränderungen oft nicht oder nur schwer umkehrbar sind, sollte die Weiterentwicklung der überbauten Fläche unseres Landes und der ganzen Erdoberfläche in einem wesentlich bescheideneren Rahmen erfolgen, zumal sonst berechtigterweise der Vorwurf erhoben werden kann, daß wir tatsächlich Raubbau betreiben. Der Anteil unseres Landes, welcher überbaut und damit im Ökosystem defizitär ist (selbst wenn er mit dem fragwürdigen Begriff urban-industrielles Ökosystem bedacht wird), erscheint bedenklich groß. Er muß von anderen Teilen unseres Landes ökologisch mitunterhalten werden. Aber auch die intensiv genutzten land- und forstwirtschaftlichen Flächen besitzen durch die notwendige Nutzung nicht immer hohes ökologisches Potential. Nachdem weite Teile der Erdoberfläche, besonders in anderen Kontinenten in jüngster Zeit «entwickelt», d. h. ökologisch mehr oder weniger zerstört werden, muß es Aufgabe einer weit vorausschauenden Regierung sein, trotz aller ökonomischen Probleme das eigene ökologische Potential möglichst groß zu halten und dieses sorgfältig zu pflegen. Insofern darf jede ökonomische Maßnahme

nur im ökologisch vertretbaren Rahmen durchgeführt werden, sofern wir die Erdoberfläche nachhaltig nutzbar erhalten und sie auch den nachfolgenden Generationen brauchbar und als Grundlage für ein lebenswertes Leben übergeben wollen.

Die Landesregierung sieht sich aufgrund der Landtagsdrucksache 7/4820 leider nicht in der Lage, den Landschaftsverbrauch *durch eine Verbesserung des gesetzlichen Instrumentariums* entscheidend einzudämmen. Diese Bestrebungen werden *vielmehr nur dann erfolgreich sein, wenn es gelingt, auf breiter Basis eine Änderung der Erwartungshaltung der Bevölkerung gegenüber dem nur scheinbar unbegrenzt leistungsfähigen Naturhaushalt zu bewirken*. Wie es an der genannten Stelle weiter heißt, muß nicht nur bei der Bevölkerung allein, sondern auch in der Verwaltung und in den parlamentarischen Gremien die Einsicht in die Notwendigkeiten wachsen. Das bedeutet: das Naturschutzgesetz gilt für alle Zweige der Bevölkerung und Verwaltung (und nicht nur für die Naturschutzverwaltung), und auch parlamentarische Gremien müssen ihre Arbeit daran orientieren. Die Bedeutung eines gesunden und leistungsfähigen Naturhaushaltes und des häuslichen Umgangs damit muß schließlich allen ebenso geläufig werden wie heute schon der Mehrzahl der Menschen das Haushalten mit Finanzmitteln. Wünschenswert ist in diesem Zusammenhang, daß die Rechtsprechung auf ökologischem Gebiet ausgebaut wird. Viele Parallelen bieten sich – zumindest dem juristischen Laien – an, wenn er an ökonomische Probleme auf der einen und ökologische auf der anderen Seite denkt. Wende niemand ein, im ökologischen Bereich sei «es» ja nicht so schlimm! Die bisherigen Erhebungen und die Zahlen der Tabelle weisen auf das Gegenteil. Sie zeigen deutlich den Nachholbedarf an ökologischem Wissen. Hier geht es nicht «nur» um vielleicht persönliches Eigentum, hier geht es um unser aller Gut und um unsere und unserer Kinder Zukunft. Wappnen wir uns gegen den Vorwurf einer späteren Zeit, daß wir zu freigebig mit dem Boden unserer Heimat umgegangen seien! Auch die schönsten Landschaftspläne und landschaftspflegerischen Begleitpläne sind keine Garantie gegen Übernutzung des Naturhaushalts, da sie meist den Eingriff nicht völlig ausgleichen können und dabei leider oft nur optische oder gärtnerische anstatt gesamtökologische Aspekte eine Rolle spielen. Das ökologische Potential wurde trotz aller Ausgleichsmaßnahmen in der Regel bisher vermindert, weil die überbaute oder asphaltierte Fläche ökologisch tot ist.

Wir Menschen unserer Zeit sind stolz darauf, daß die persönliche Unfreiheit bei uns der Vergangen-

heit angehört, weil Leibeigenschaft und Sklavenhaltung abgeschafft sind. Seither können wir uns entwickeln, insbesondere geistige Höhenflüge unternehmen und unsere Umwelt auch genießen. Der individuellen Freiheit folgte die Vermarktung und Gefährdung von Natur und Landschaft. Die persönliche Unterdrückung wird von selbst verursachten Schäden an unserer Umwelt abgelöst. Dabei sehen wir oft nur die eine Seite unserer «Entwicklung» und nennen dies Kultur. Meist dürfte es sich allerdings nur um Zivilisationserscheinungen handeln. Deren Auswirkungen und Folgen halten wir irrigerweise vielfach für unabdingbar und daher notwendig. Doch wollen wir die körperliche und geistige Freiheit mit einer Versklavung an schlechtere Lebensbedingungen erkaufen?

Literatur

BOPP, EBERHARD: Landschaftsverbrauch- und kein Ende? – SCHWÄBISCHE HEIMAT 1978, S. 96. – EICHHORST, U. und GER-

MAN, R. (1974): Zerschneidung der Landschaft durch das Straßennetz im Regierungsbezirk Tübingen. – Veröff. Landesst. Natursch. Landschaftspf. Baden-Württ., 42, 66–84. Ludwigsburg. – EICHLER, H. (1975): Die Fallstudie Emnertsgrund oder von den Ansätzen einer Geographie des Bauens. – Ruperto Carola, 56, 185–194. Heidelberg. – Ders. (1977): Planungsfaktor Hitzestreß. – Heidelb. geogr. Arbeiten, 47, 182–216. Heidelberg. – FLIRI, R. (1970): Probleme der Raumordnung am Beispiel Tirol. – Schriftenr. österr. Inst. Natursch. Landschaftspf., 3, 101–106. Wien. – Ders. (1975): Mensch und Naturkatastrophen in den Alpen. – Internat. Symposium «Interpraevent 1975», Bd. 2, 37–49. Innsbruck. – GERMAN, R. (1977 a): Die landschaftliche Gestaltung von Materialentnahmestellen. 1. Beispiele zur geomorphologischen Wiedereingliederung von Steinbrüchen. – Beihefte zu den Veröff. f. Natursch. Landschaftspf. Baden-Württ., 8, 1–48. Ludwigsburg. – Ders. (1977 b): Wie stark ist der Naturhaushalt in Baden-Württemberg belastbar? – Jh. Ges. Naturk. Württ., 131, 29–38, Stuttgart. – Ders. (1977 c): Probleme von Landschaftspflege und Landesplanung aus wissenschaftlicher Sicht. – SCHWÄBISCHE HEIMAT, 28, H. 1, 55–64, Stuttgart. – Ders. (1979): Bauen und planen wir richtig? – Veröff. Natursch. Landschaftspf. Baden-Württ., 48 (im Druck) Ludwigsburg. – GERMAN, R. und EICHHORST, U. (1977): Anthropogene Veränderungen der Landoberfläche anhand kartierter Beispiele aus der Umgebung von Tübingen. – Veröff. Naturschutz Landschaftspf. Baden-Württ., 44/45, 433–449. Ludwigsburg. – GERMAN und KLEPSE, H.-H. (1977): Die Landschaftsschadenskarte als Instrument von Landschaftspflege und Planungsträgern. – Veröff. Naturschutz Landschaftspf. Baden-Württ., 44/45, 450–460. Ludwigsburg.

Neue Kreise – alte Wappen Traditionen nach der Kreisreform

Heinz Bardua

Das am 1. Januar 1973 in Kraft getretene Erste Gesetz zur Verwaltungsreform in Baden-Württemberg (Kreisreformgesetz) vom 26. Juli 1971 verursachte – im Gegensatz zu den Gemeindereformgesetzen – keine Eingriffe in Gebietsbestände und Wappentraditionen von hohem Alter. Im Laufe der Geschichte waren die Verwaltungseinheiten der Ämter, Oberämter und späteren Kreise häufigen Veränderungen unterworfen. So hatten die am Ende des Jahres 1972 vorhandenen Landkreise im wesentlichen erst 1925 (Hohenzollerische Lande), 1938 (Württemberg) und 1939 (Baden) ihre Gestalt gefunden.

Die Wappen dieser Landkreise waren – anders als die mittelalterlichen Wappen der württembergischen und einiger badischer Stadtkreise – höchstens viereinhalb Jahrzehnte alt, zum größten Teil sogar erheblich jünger. In Württemberg hatten Amtskörperschaften von 1926 an nach und nach Wappen festgelegt, während in Baden und in den zu Preußen gehörenden Hohenzollerischen Landen vor 1945 noch kein einziges Landkreiswappen entstanden war. Am Vorabend der Kreisreform, die die Zahl der baden-württembergischen Kreise auf 9 Stadt- und 35 Landkreise festschrieb, waren alle 9 schon zuvor

bestehenden Stadtkreise und immerhin 55 der 63 damaligen Landkreise mit Wappen versehen.

Von den 36 Landkreisen der früheren Regierungsbezirke Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenzollern besaßen 32 das Recht zur Führung eigener Wappen, das ihnen vorwiegend von der baden-württembergischen Landesregierung bzw. vom Innenministerium verliehen oder bestätigt worden war. Lediglich die vier früheren südwürttembergischen Landkreise Münsingen, Reutlingen, Rottweil und Saulgau blieben bis zu ihrem Ende wappenlos.

Die Kreisreform von 1973 ließ in Baden-Württemberg außer den Stadtkreisen lediglich die drei Landkreise Emmendingen, Göppingen und Heidenheim unangetastet. Die Wappen aller übrigen Landkreise gingen mit diesen Institutionen unter; doch zeigte sich bei den zum Teil schon sehr früh einsetzenden Verhandlungen über die Wappengestaltung, daß überraschend viele der 32 neu gebildeten Landkreise an der Wiederaufnahme von Wappen oder Wappenbestandteilen ihrer Rechtsvorgänger interessiert waren. Mit Beratung durch das Hauptstaatsarchiv Stuttgart und das Generallandesarchiv Karls-

ruhe wurden in wenigen Jahren frühere Landkreiswappen wieder aufgenommen oder neue gestaltet. Die Verleihung des Rechts zur Führung dieser Wappen, die bis November 1975 vom Innenministerium Baden-Württemberg vorgenommen wurde, während sie seither den Regierungspräsidien obliegt, setzt gemäß § 2 der Ersten Verordnung des Innenministeriums zur Durchführung der Landkreisordnung eine gutachtliche Stellungnahme der zuständigen staatlichen Archivbehörde voraus (Zuständigkeit bis zum 15. April 1977 für die Regierungsbezirke Stuttgart und Tübingen: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, für die Regierungsbezirke Karlsruhe und Freiburg: Generallandesarchiv Karlsruhe; seither jedoch für das ganze Land: Landesarchivdirektion Baden-Württemberg). Heute führen mit Ausnahme des Landkreises Reutlingen, der die Verhandlungen über die Wappengestaltung nach einigen Anläufen bis auf weiteres vertagt hat, alle Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg eigene Wappen.

Während die früheren Landkreise mit Ausnahme des Landkreises Hochschwarzwald durchweg den Namen der jeweiligen Kreisstadt trugen, haben viele der neu gebildeten Kreise landschaftsgebundene Namen erhalten. Deshalb war zunächst vermutet worden, daß die neuen Kreise auch bei der Gestaltung ihrer Wappen neue Symbole suchen und weniger auf historisch begründete Schildbilder zurückgreifen würden. In Wirklichkeit haben sich jedoch historische Wappeninhalte weithin durchgesetzt. Der Vergleich der vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart bearbeiteten früheren Kreiswappen aus den ehemaligen Regierungsbezirken Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenzollern mit den unter beratender Mitwirkung desselben Archivs entwickelten Kreiswappen der – im Gebietsbestand allerdings nicht deckungsgleichen – neuen Regierungsbezirke Stuttgart und Tübingen vermittelt ein gutes Bild dieses Vorgangs. Dabei können die bereits in Siegeln von 1265, 1312 und 1351 erstmals belegten und von der Kreisreform nicht berührten Wappenbilder der Stadtkreise Heilbronn, Stuttgart und Ulm zunächst außer Betracht bleiben.

Symbole der früheren Kreiswappen

Nur zwei der ältesten württembergischen Amtsverbands- bzw. Kreiswappen – nämlich die der Landkreise Freudenstadt und Schwäbisch Hall – zeigen Schildbilder, die sich nicht primär auf die Geschichte des Kreisgebiets beziehen. Das 1926 vom damaligen Amtsverband eingeführte Freudenstadter Kreiswappen, das übrigens vom gleichnamigen,

dem Regierungsbezirk Karlsruhe zugehörigen neuen Landkreis inzwischen wieder aufgenommen worden ist, zeigt in den altwürttembergischen Wappenfarben Schwarz und Gold einen Auerhahn als Hinweis auf den Schwarzwald, insbesondere aber auf die ehemaligen herrschaftlichen Jagdreviere der Gegend. Der frühere Landkreis Schwäbisch Hall führte einen Sämann als Symbol für das damals noch vorwiegend landwirtschaftlich orientierte Kreisgebiet in seinem auf das Jahr 1928 zurückgehenden Bildkennzeichen. In anderen ehemaligen württembergischen oder hohenzollerischen Kreiswappen finden sich sonst allenfalls noch einige wenige Beizeichen, die nicht historisch begründet sind. Hier ist zum Beispiel die Quelle zu nennen, die als Symbol der zahlreichen Heilbäder im Wappen des alten und neuen Kreises Calw aus dem Dreiberg des Calwer Grafenwappens hervorsprudelt. Ebenso können der Wellen-Schildfuß (Symbol für den Bodensee) im Wappen des früheren Kreises Tettnang oder verschiedene Bestandteile von Städtewappen in vier anderen Kreiswappen erwähnt werden. Auf die meisten der hierbei verwendeten Stadtsymbole trifft zu, was für die große Mehrzahl der Figuren in den früheren Kreiswappen dieses Bereichs gilt, daß sie nämlich von historischen Siegeln und Wappen abgeleitet waren.

Unter diesen Wappenfiguren spielen naturgemäß die württembergischen Hirschstangen, die zehnmal vorkommen, und der siebenmal vertretene Reichsadler eine besondere Rolle. Letzterer gilt als Hinweis auf Reichsstädte und andere reichsunmittelbare Gebiete sowie auf das mit der Reichssturmflahn verbundene Lehen Markgröningen.

Auch der Preußenadler des früheren Kreises Hechingen und der gestümmelte Adler der Grafen von Lauffen im wieder aufgenommenen Heilbronner Kreiswappen sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Der Löwe erscheint als staufisches Wappentier zweimal, als welfisches einmal, als calwisches dreimal (im Wappen des ehemaligen Kreises Leonberg zugleich als Hinweis auf die Kreisstadt). Viermal kommen die hersehenden Löwen (Leoparden) des Hauses Hohenlohe vor; der Hirsch aus dem Wappen der Grafschaft Sigmaringen beschließt die Reihe der Wappentiere. Besondere Erwähnung verdient aber auch die Schwurhand im Wappen des früheren Kreises Wangen, weil sie von einem Siegelbild der «Freien Leute in der Grafschaft Eglofs» abgeleitet ist. In drei ehemaligen Kreiswappen ist die dreilatzige Fahne der Pfalzgrafen von Tübingen bzw. der Grafen von Montfort zu sehen. Ebenso viele enthalten den gevierten Zollernschild, während zwei den österreichischen Bindenschild zei-

gen. Ferner sind der Schenkenbecher der Herren von Limpurg und Wappenbilder der Herren von Rosenfeld, von Hellenstein, von Neuffen sowie der Grafen von Berg, der Markgrafen von Burgau und der Herzoge von Teck vertreten. Im Wappen des früheren Kreises Tuttlingen, das von dem zum Regierungsbezirk Freiburg geschlagenen neuen Landkreis wieder aufgenommen worden ist, erscheint auch das auf Spaichingen hinweisende Speichenrad aus dem Siegel der oberen Herrschaft Hohenberg. Auf historische Verbindungen zu geistlichen Herrschaften beziehen sich das Mainzer Rad und der »Fränkische Rechen« aus dem Wappen des Hochstifts Würzburg, die Mitra der Fürstpropstei Ellwangen, der Petersschlüssel des Stifts Öhringen, das Deutschordenskreuz und die klösterlichen Symbole des Abtsstabs und des Zisterzienserbalkens.

Von der Abbildung und Beschreibung der oben behandelten Landkreiswappen der ehemaligen Regierungsbezirke Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenollern kann hier unter Verweisung auf KLEMENS STADLER, Deutsche Wappen, Band 1: Die Landkreiswappen (1964) sowie auf den Nachtrag im Band 2 dieser Reihe (1966) und auf EBERHARD GÖNNER/HEINZ BARDUA, Wappenbuch des Landkreises Wangen (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Heft 27, 1972) abgesehen werden. Von den beiden in diesen Veröffentlichungen nicht berücksichtigten Kreiswappen aus dem ehemals württembergisch gewesenen Bereich wurde das des früheren Landkreises Biberach vom neuen Kreis wieder aufgenommen, weshalb es im folgenden Abschnitt behandelt wird. Lediglich das am 22. April 1970 verliehene Wappen des aufgelösten Landkreises Vaihingen ist hier noch zu erwähnen. Es zeigt in goldenem Schild auf einem doppelreihig von Rot und Silber geschachten Balken (Zisterzienserbalken aus dem Wappen des ehemaligen Klosters Maulbronn) einen stehenden, blau bezungen und blau gekrönten roten Löwen (Grafen von Calw-Vaihingen) und darunter ein vierspeichiges, sechsschaufliges schwarzes Mühlrad (Stadt Mühlacker).

Inhalt und Deutung der jetzigen Kreiswappen

Die folgende Gegenüberstellung aller gültigen Wappen der nach der Gebietsreform in den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen bestehenden Stadt- und Landkreise mit Darstellungen der ihnen zugrundeliegenden historischen Wappen bzw. Siegel beweist, daß das Geschichtsbewußtsein zumindest auf diesem Gebiet nach wie vor eine bestimmende Größe geblieben ist. Auch die Wappen der

neugebildeten Kreise, von denen – wie schon erwähnt – nur ein einziger noch wappenlos ist, sprechen vorwiegend historisch-territoriale Zusammenhänge an.

Kreiswappen im Regierungsbezirk Stuttgart

Böblingen, Landkreis

In Gold (Gelb) unter einer liegenden schwarzen Hirschstange eine dreilätzige rote Fahne mit drei schwarzen Ringen.



Abb. 1: Landkreis Böblingen. – Abb. 2: Wappen der Pfalzgrafen von Tübingen aus dem »Stuttgarter Wappenbuch« (1439–1450).

Die dreilätzige rote Fahne ist die Wappenfigur der Pfalzgrafen von Tübingen (Abb. 2), die bis ins 14. Jahrhundert hinein große Teile des Kreisgebietes beherrscht und sich als Gründer der Städte Böblingen, Sindelfingen und Herrenberg hervorgetan haben. Ihr Territorium gelangte – wie alle übrigen Bestandteile des Landkreises – in württembergischen Besitz. An diese historische Gemeinsamkeit erinnert die schwarze württembergische Hirschstange im goldenen Schild (Abb. 27).

Das schon vom früheren Kreis Böblingen seit 1947 bzw. 1953 (Farbenfestlegung) geführte Wappen wurde vom neuen Landkreis wieder aufgenommen. Die Verleihung durch das Innenministerium erfolgte am 30. August 1974.

Esslingen, Landkreis

In Gold (Gelb) über einem von Schwarz und Gold (Gelb) gerauteten Schildfuß ein rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Adler, belegt mit einem goldenen (gelben) Hifthorn an goldener (gelber) Fessel.

Schon im Wappen des früheren Kreises Esslingen repräsentierte der Reichsadler die Gebiete der ehe-



Abb. 3: Landkreis Esslingen. – Abb. 4: Siegel der Reichsstadt Esslingen, Abdruck 1466 August 23.



Abb. 5: Siegel Herzog Hermanns von Teck, Abdruck 1289 März 7. – Abb. 6: Wappen der Stadt Neuffen mit den Wappenfiguren der Herren von Neuffen, Zeichnung 1535.

maligen Reichsstadt Esslingen (Abb. 4) und der Reichsritterschaft. Die teckschen Rauten (Abb. 5) und das neuffensche Hifthorn (Abb. 6) stammen dagegen aus dem gleichfalls erloschenen Wappen des früheren Kreises Nürtingen.

Abgesehen von der württembergischen Hirschstange sind alle auf frühere Herrschaftsverhältnisse hinweisenden Bestandteile der beiden vormaligen Kreiswappen im neuen, am 13. August 1975 vom Innenministerium verliehenen, Landkreiswappen vertreten. Da König MAXIMILIAN I Titel und Wappen der ausgestorbenen Herzoge von Teck 1495 auf das Haus Württemberg übertragen hat, werden auch die historischen Beziehungen zu Württemberg durch den gerauteten Schildfuß angesprochen. Das Hifthorn gilt auch als Hinweis auf die Stadt Nürtingen, die ein solches – allerdings rot tingiert – in ihrem Wappen führt.

Göppingen, Landkreis

In Gold (Gelb) unter einer liegenden schwarzen Hirschstange ein rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Löwe.

Das Wappen des Landkreises Göppingen, der die Kreisreform überdauert hat, wurde von der Amts-

körperschaft bereits im Jahre 1928 angenommen. Es ist ohne formelle Verleihung gültig, da eine solche damals in Württemberg nicht eingeführt war. In seinem goldenen Schild erscheint der schwarze Löwe als das Wappentier der staufischen Herzoge von Schwaben (Abb. 8) zusammen mit der schwarzen Hirschstange (Abb. 27), dem heraldischen Kennzeichen ihrer württembergischen Besitznachfolger.



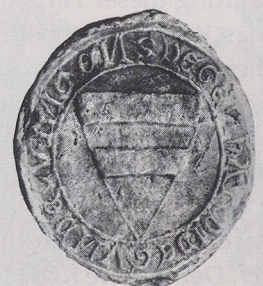
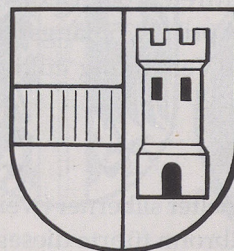
Abb. 7: Landkreis Göppingen. – Abb. 8: Siegel Herzog FRIEDRICHS V von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen (1167–1191) nach einem Stich von 1681.

Der Löwe bezieht sich auf die im Kreisgebiet liegende ehemalige Burg Hohenstaufen und den staufischen Besitz in deren Umkreis. Die schwäbischen Herzoge aus dem Hause Hohenstaufen hatten zunächst nur einen aufgerichteten Löwen in ihrem Wappen geführt. Das Drei-Löwen-Wappen ist erst in einem Siegel Herzog PHILIPPS von 1197 belegt. In dem lateinischen Wappengedicht des KONRAD VON MURE aus der Zeit um 1265 wird das schwäbische Herzogswappen folgendermaßen beschrieben: *Svevorum ducis est gilvus color hunc ita ponis / Ut super hunc nigri pingatur forma leonis* (Des Herzogs von Schwaben Farbe ist gelb, trage sie so auf, daß sich auf ihr die schwarze Löwengestalt abhebt).

Heidenheim, Landkreis

In gespaltenem Schild vorne in Gold (Gelb) ein roter

Abb. 9: Landkreis Heidenheim. – Abb. 10: Siegel DEGENHARTS von Gundelfingen, genannt von Hellenstein, Abdruck 1258 Januar 13.



Balken, hinten in Schwarz ein goldener (gelber) Zinnturm mit schwarzen Fenstern und Tor.

Wie der Kreis Göppingen zählt auch der Kreis Heidenheim zu den drei baden-württembergischen Landkreisen, die bei der Kreisreform von 1973 nicht aufgehoben worden sind. Sein am 12. September 1955 von der Landesregierung verliehenes Wappen gilt somit weiterhin.

Der gespaltene Schild zeigt vorne das Balkenwappen der Herren von Hellenstein (Abb. 10), unter deren gleichnamiger Burg im 12. Jahrhundert die spätere Stadt Heidenheim heranwuchs. Im hinteren Schildfeld soll der Zinnturm an die vielen Burgen des Bereichs und die zersplitterten Herrschafts- und Besitzverhältnisse des darin ansässig gewesenen Adels erinnern.



Abb. 11: Stadt Heilbronn. – Abb. 12: Siegel der Reichsstadt Heilbronn, Abdruck 1343 Januar 7.

Heilbronn, Stadtkreis

In Gold (Gelb) ein rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Adler mit einem von Rot, Silber (Weiß) und Blau geteilten Brustschild.

Schon das seit 1265 belegte erste Siegel der Reichsstadt Heilbronn (Abb. 12) enthält den Reichsadler als Symbol der Reichsunmittelbarkeit. Seit 1556 ist – als Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen reichsstädtischen Adlerwappen – der zweimal geteilte Brustschild in Wappenzeichnungen bekannt. Die Reihenfolge seiner Farben schwankte zunächst noch zwischen Blau-Weiß-Rot und der jetzt gebräuchlichen, die sich im 19. Jahrhundert endgültig durchgesetzt hat. Eine Ableitung oder besondere Bedeutung dieser Farben ist nicht bekannt.

Da das Wappen beim Inkrafttreten der Deutschen Gemeindeordnung am 1. April 1935 längst feststand, ist es ohne besondere Verleihung gültig.

Heilbronn, Landkreis

In Rot ein unterhalb gestümmelter silberner (weißer) Adler. Der frühere Kreis Heilbronn führte dieses auf



Abb. 13: Landkreis Heilbronn. – Abb. 14: Siegel der Stadt Lauffen, Abdruck 1299 Juni 28.

das Schildbild der Grafen von Lauffen zurückgehende Wappen seit der 1955 erfolgten Verleihung durch die Landesregierung.

Die Grafen von Lauffen, deren Wappen auch in Siegeln der namensgleichen Stadt (Abb. 14) sowie von Ministerialen überliefert worden ist, verfügten bis zu ihrem Aussterben um 1219 über eine bedeutende Machtposition am mittleren Neckar. Da sie dort auch Königsgut verwalteten, wird vermutet, daß es sich bei ihrer Wappenfigur um einen «geminderten» Königsadler handelt, der unter diesen Umständen auch die ehemaligen Reichsterritorien im Kreiswappen repräsentieren kann.

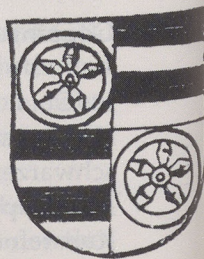
Der neue Landkreis Heilbronn griff auf dieses Wappen zurück. Es wurde ihm am 3. September 1973 vom Innenministerium verliehen.

Hohenlohekreis

In Silber (Weiß) über erhöhtem, rotem Schildfuß, darin ein sechsspeichiges silbernes (weißes) Rad, zwei schreitende, rot bezungte, hersehende schwarze Löwen (Leoparden) mit untergeschlagenen Schwänzen.

Das in Zusammenarbeit des Landkreises mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart neu geschaffene und vom Innenministerium am 3. April 1974 verliehene

Abb. 15: Hohenlohekreis. – Abb. 16: Siegel des Grafen GOTTFRIED von Hohenlohe, 13. Jahrhundert. – Abb. 17: Kurmainzisches Wappen, 15. Jahrhundert.



Wappen spricht mit der Darstellung der hohenloheschen Wappentiere (Abb. 16) sowohl den Kreisnamen als auch die überragende Stellung an, die das Haus Hohenlohe im Bereich der ehemaligen Kreise Künzelsau und Öhringen bis ins 19. Jahrhundert hinein innehatte. Im Schildfuß erscheint das Mainzer Rad (Abb. 17) als Hinweis auf die frühere Zugehörigkeit der vom alten Kreis Buchen angefallenen Gebietsteile um Krautheim zum Erzstift Mainz.

Ludwigsburg, Landkreis

In Gold (Gelb) unter einer liegenden schwarzen Hirschstange ein rot bewehrter und rot bezungter schwarzer Adler.



Abb. 18: Landkreis Ludwigsburg. – Abb. 19: Siegel der Stadt Markgröningen, Abdruck 1481 Juli 23.

Dieses schon vom früheren Kreis Ludwigsburg im Jahre 1939 festgelegte Wappen wurde vom neuen Landkreis wieder aufgenommen und vom Innenministerium am 30. August 1974 verliehen. Die den Schild beherrschende Hirschstange erinnert als die Wappenfigur des Hauses Württemberg (Abb. 27) daran, daß das gesamte Kreisgebiet württembergisch, zum weit überwiegenden Teil sogar schon alt-württembergisch gewesen ist. Der Reichsadler bezieht sich zunächst auf die ehemalige Reichsstadt Markgröningen (Abb. 19) und auf das mit ihr verbunden gewesene Reichssturmflaggen-Lehen. Das württembergische Amt Markgröningen war verwaltungsorganisatorisch ein Vorläufer des Landkreises Ludwigsburg. Ferner kann der Adler auf den jetzigen Kreisverwaltungssitz Ludwigsburg bezogen werden, da diese Stadt seit 1718 die mit dieser Figur belegte Reichssturmflagge in ihrem Wappen führt.

Main-Tauber-Kreis

In Rot drei mittlere aufsteigende silberne (weiße) Spitzen («Fränkischer Rechen»), darüber ein sechspeichiges silbernes (weißes) Rad, darunter ein schwarzes Kreuz mit Tatzenenden.

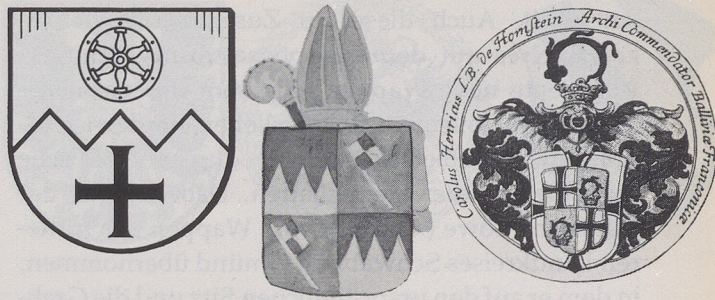


Abb. 20: Main-Tauber-Kreis. – Abb. 21: «Fränkischer Rechen» im Wappen von Bischof JOHANN II von Würzburg (1412–1441), Zeichnung 18. Jahrhundert. – Abb. 22: Deutsches Ordenskreuz im Wappen des Erzkomturs der Ballei Franken C. H. VON HORNSTEIN, Druck 19. Jahrhundert.

Das in Zusammenarbeit des Landkreises mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart neu geschaffene Wappen wurde vom Innenministerium am 19. März 1974 verliehen. Es enthält den «Fränkischen Rechen» aus dem Wappen der Fürstbischöfe von Würzburg (Abb. 21), die zugleich den Titel «Herzog von Franken» führten. Diese Figur spricht die Zugehörigkeit des gesamten Kreisgebiets zu Franken an. Über ihr ist das Mainzer Rad (Abb. 17) und darunter das Deutsche Ordenskreuz (Abb. 22) zu sehen. Von diesen heraldischen Zeichen am Kreisgebiet beteiligt gewesener ehemaliger Territorialherrschaften war das Mainzer Rad – in anderen Farben – schon im Wappen des früheren Kreises Tauberbischofsheim und das Deutsche Ordenskreuz in dem des früheren Kreises Mergentheim enthalten gewesen.

Ostalbkreis

In Gold (Gelb) ein roter Pfahl belegt mit einem goldenen (gelben) Abtsstab, vorne ein aufgerichteter schwarzer Löwe, hinten ein halber schwarzer Adler

Abb. 23: Ostalbkreis. – Abb. 24: Siegel des Abts OTTO von Ellwangen, Abdruck 1259. – Abb. 25: Reichsadler mit Wappen der Stadt Aalen, Druck 19. Jahrhundert.



am Spalt. Auch dieses in Zusammenarbeit des Landkreises mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart festgelegte neue Wappen, das vom Innenministerium am 5. November 1975 verliehen worden ist, repräsentiert Gebietsbestandteile durch heraldische Symbole früherer Herrschaften. Dabei wurde der staufische Löwe (Abb. 18) vom Wappen des früheren Landkreises Schwäbisch Gmünd übernommen, in dem er auf den ursprünglichen Sitz und die Grablege der Staufer in Lorch sowie auf deren beträchtliches Hausgut in dieser Gegend hingewiesen hatte. Aus dem erloschenen Wappen des ehemaligen Landkreises Aalen stammt der halbe Reichsadler, der im neuen Wappen auf die reichsstädtischen Territorien von Aalen (Abb. 25), Schwäbisch Gmünd, Bopfingen, Nördlingen und Dinkelsbühl sowie auf andere früher reichsunmittelbar gewesene Herrschaften bezogen werden kann. Der Abtsstab – Würdezeichen der Ellwanger (Abb. 24) und Neresheimer Äbte – erinnert an den Anteil, den diese Klöster bzw. die spätere Fürstpropstei Ellwangen und andere geistliche Herrschaften einst im Kreisgebiet besaßen.

Rems-Murr-Kreis

In Gold (Gelb) zwischen zwei schräglinken blauen Wellenleisten eine schräglinke schwarze Hirschstange.



Abb. 26: Rems-Murr-Kreis. – Abb. 27: Siegel des Grafen EBERHARD des Erlauchten von Württemberg, Abdruck 1292 Januar 29.

Das neue Wappen beruht auf einem Gestaltungsvorschlag des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Als Symbole der namengebenden Flüsse Rems und Murr begleiten die beiden blauen Wellenleisten eine Hirschstange, die vom württembergischen Stammwappen (Abb. 27) abgeleitet ist. Sie bezieht sich auf die allen Bestandteilen des Kreisgebiets gemeinsame ehemalige Zugehörigkeit zu Württemberg, das in Beutelsbach im Remstal (jetzt: Stadtteil von Weinstadt) einen seiner Kristallisationspunkte hatte. Das Recht zur Führung dieses Wappens wurde

vom Innenministerium am 4. November 1974 verliehen.

Schwäbisch Hall, Landkreis

In Silber (Weiß), schräg gekreuzt aus dem von Silber (Weiß) und Schwarz gevierten Schildfuß emporkommend, ein schwarzer Kesselhaken (Kreuel) und ein schwarzer Flößerhaken, dazwischen oben eine rote Scheibe, darin ein silbernes (weißes) Kreuz (Hellermünze).



Abb. 28: Landkreis Schwäbisch Hall. – Abb. 29: Siegel der Reichsstadt Schwäbisch Hall, Abdruck 1500 Februar 1.



Abb. 30: Siegel der Stadt Crailsheim, Abdruck 1709. – Abb. 31: Siegel der Stadt Gaildorf, um 1820.

Auf Wunsch des Landkreises mußten in diesem neuen – vom Innenministerium am 25. April 1974 verliehenen – Wappen vier verschiedene heraldische Elemente miteinander verbunden werden. Für das Territorium der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch Hall und für den früheren Landkreis, der dort seinen Sitz hatte, steht die stilisierte Hellermünze aus dem Stadtwappen (Abb. 29), doch wurde das Kreuz darin – zur Unterscheidung – silbern statt golden tingiert. Das gevierte Zollernwappen im Schildfuß (Abb. 52) erinnert an die zollerische Abkunft der Markgrafen von Ansbach, denen ein großer Teil des ehemaligen Kreises Crailsheim einst gehörte. Es war, wie auch der Kreuel, die «redende» Wappenfigur der Stadt Crailsheim (Abb. 30), Bestandteil des erloschenen Wappens dieses ehemali-

gen Kreises. Die vom früheren Kreis Backnang angefallenen Gebiete um die Stadt Gaildorf werden durch den Flößerhaken aus dem Wappen dieser Stadt (Abb. 31) repräsentiert.

Stuttgart, Stadtkreis

In Gold (Gelb) ein steigendes schwarzes Roß. Die Stadt Stuttgart führte schon in ihrem ersten bekannten Siegel aus dem Jahr 1312 ein «redendes» Wappen. Während darin zunächst zwei Rosse auf das namengebende Gestüt (mittelhochdeutsch: stuotgarte) hinwiesen, erscheint seit dem frühen 15. Jahrhundert das schwarze «Stuttgarter Rößle» vorwiegend allein im Schild (Abb. 33). Es wurde im Laufe der Jahrhunderte in allen möglichen Gangarten und Stellungen im Wappen abgebildet. Der ursprünglich silberne Schild ist seit 1618 zeitweilig und seit dem späten 19. Jahrhundert endgültig golden tingiert worden. Auf diese Weise wurden die Wappenfarben der württembergischen Residenzstadt denen des Regentenhauses angeglichen.



Abb. 32: Stadt Stuttgart. – Abb. 33: Siegel der Stadt Stuttgart, Abdruck 1482 Dezember 14.

Da das Wappen am 1. April 1935, an dem die Deutsche Gemeindeordnung eingeführt wurde, längst festgelegt war, ist es ohne besondere Verleihung gültig.

Kreiswappen im Regierungsbezirk Tübingen

Alb-Donau-Kreis

In Silber (Weiß) ein doppelköpfiger schwarzer Adler, belegt mit einem gespaltenen Brustschild, darin vorne in Gold (Gelb) drei liegende schwarze Hirschstangen übereinander, hinten fünfmal von Rot und Silber (Weiß) schräg geteilt. Dieses vom früheren Landkreis Ulm seit 1954 geführte Wappen wurde vom Alb-Donau-Kreis wieder aufgenommen und vom Innenministerium am 5.

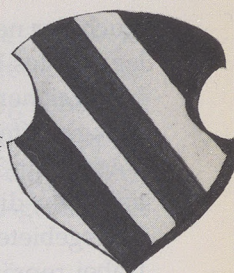
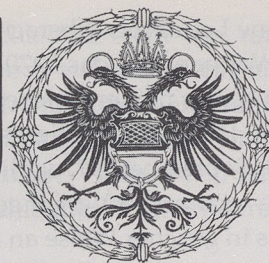


Abb. 34: Alb-Donau-Kreis. – Abb. 35: Doppelköpfiger Reichsadler mit dem Wappen der Reichsstadt Ulm, Druck 1612. – Abb. 36: Wappen der Grafen von Schelklingen, Zeichnung 16. Jahrh.

November 1975 verliehen. Der doppelköpfige Adler bezieht sich auf die reichsunmittelbar gewesenen Territorien im Kreisgebiet, vorab auf das der Reichsstadt Ulm (Abb. 35). Zur Unterscheidung vom Reichswappen erscheint er hier im silbernen Schild, so daß sich die ulmischen Farben Schwarz-Silber ergeben. Im gespaltenen Brustschild sind vorne die württembergischen Hirschstangen (Abb. 27) zu sehen, die die frühere Staatszugehörigkeit des Kreisgebiets im allgemeinen und seiner alt-württembergischen Teile im besonderen vertreten. Das hintere Feld des Brustschildes zeigt das Wappen der Grafen von Berg und Schelklingen (Abb. 36), die die Städte Ehingen und Schelklingen gegründet haben, sowie der wappengleichen Markgrafschaft Burgau. Zugleich erinnert dieses Feld an den früheren Kreis Ehingen, dessen gespaltenen Schild vorne in Silber drei rote Schrägbalken enthielt.

Biberach, Landkreis

In gespaltenem Schild vorne in Gold (Gelb) ein halber schwarzer Adler am Spalt, hinten in Rot ein mit der Krümme nach (heraldisch) links gerichteter goldener (gelber) Abtsstab mit silbernem (weißem) Vulum.

Abb. 37: Landkreis Biberach. – Abb. 38: Siegel der Reichsstadt Biberach, Abdruck 1430. – Abb. 39: Siegel des Klosters Schussenried, 18. Jahrhundert.



Auch der neue Landkreis Biberach hat bei der Festlegung des Wappens auf das 1970 eingeführte Bildkennzeichen seines namengleichen Vorgängers zurückgegriffen. Die Symbole dieses vom Innenministerium am 3. September 1973 verliehenen Wappens sprechen die territoriale Vergangenheit des neuen Kreisgebietes in gleicher Weise an wie die des alten. Dabei repräsentiert der halbe Reichsadler die ehemaligen Reichsstädte Biberach (Abb. 38) und Buchau samt dem Hausgut des habsburgischen Kaiserhauses und den reichsritterschaftlichen Gebieten. Der Abtsstab, Würdezeichen der Äbte von Ochsenhausen und Schussenried (Abb. 39) wie auch der Äbtissinnen von Buchau und Heiligkreuztal, erinnert an diese Klöster und zahlreiche andere geistliche Herrschaften mit historischen Beziehungen zum Kreisgebiet.

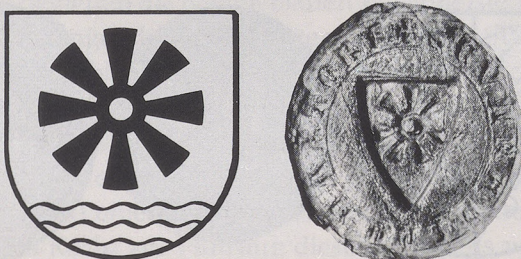
Da Wappen grundsätzlich von ihrem Träger aus beschrieben werden (heraldisch links = vom Beschauer aus rechts), muß besonders vermerkt werden, daß die Krümme des Abtsstabs im Kreiswappen nach links gerichtet ist.

Bodenseekreis

In Blau über drei silbernen (weißen) Wellenfäden ein achtspeichiges goldenes (gelbes) Rad ohne Felgen (Mühlrad).

Aus Hunderten von Wappenentwürfen, die bei einem Gestaltungswettbewerb eingegangen sind, hat der Landkreis mit Beratung durch das Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine Lösung gewählt, die das Rad aus dem Wappen der Herren von Markdorf (Abb. 41) mit einem Symbol für den namengebenden Bodensee verbindet. Da die Herren von Markdorf auf der Nahtstelle der früheren Kreise Tettnang und Überlingen ansässig und beiderseits der hinfällig gewordenen Kreisgrenze begütert waren, wird ihre in anderer Tingierung auch von der Stadt Markdorf geführte Wappenfigur im Bodenseekreis als Symbol für die historischen Gemeinsamkeiten und die Zu-

Abb. 40: Bodenseekreis. – Abb. 41: Siegel KONRADS von Markdorf, Abdruck 1306.



sammengehörigkeit seiner Bestandteile verstanden. Das Wappen wurde vom Regierungspräsidium Tübingen am 27. Februar 1976 verliehen.

Ravensburg, Landkreis

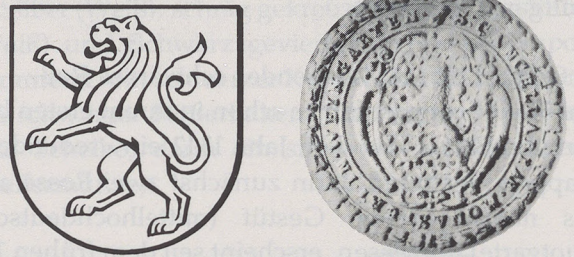


Abb. 42: Landkreis Ravensburg. – Abb. 43: Kanzleisiegel des Klosters Weingarten, Abdruck 1758 August 18.

In Blau ein rot bezungter und rot bewehrter goldener (gelber) Löwe.

Auf Rat des Hauptstaatsarchivs Stuttgart nahm der neue Landkreis Ravensburg das aus dem Jahr 1952 stammende Wappen seines gleichnamigen Vorgängers wieder auf. Die Verleihung durch das Innenministerium erfolgte am 20. Januar 1975. Der aufgerichtete Löwe ist das Wappentier der Welfen, des historisch bedeutendsten Geschlechts, das im Kreisgebiet seinen Sitz und in der von ihm gegründeten Abtei Weingarten (Abb. 43) eine Grablege hatte. Die ältere Tradition des welfischen Wappens schwankt hinsichtlich der Tingierung ähnlich wie beim Wappen der Staufer, an die der oberschwäbische Welfenbesitz mit Ravensburg und Altdorf-Weingarten 1291 durch Kauf übergegangen ist. Sowohl der welfische als auch der staufisch-schwäbische Löwe tritt vereinzelt golden auf.

Reutlingen, Landkreis

Der Landkreis Reutlingen ist als letzter unter den baden-württembergischen Kreisen noch ohne Wappen.

Sigmaringen, Landkreis

In Rot über einem erniedrigten silbernen (weißen) Balken ein schreitender goldener (gelber) Hirsch. Auf Vorschlag des Hauptstaatsarchivs Stuttgart entschied sich der neue Landkreis Sigmaringen für ein Wappen, in dem – wie schon im Bildkennzeichen seines gleichnamigen Vorgängers – der Hirsch als das heraldische Symbol der Grafschaft Sigmaringen dominiert. Diese herrschaftliche Wappenfigur prägt bis heute auch das Stadtwappen von Sigmaringen (Abb. 45). Abweichend vom früheren Kreiswappen,



Abb. 44: Landkreis Sigmaringen. – Abb. 45: Siegel der Stadt Sigmaringen, um 1316. – Abb. 46: Wappen der Erzherzoge von Österreich nach einer Zeichnung im «Stuttgarter Wappenbuch» (1439–1450).

das den gevierten Zollernschild im Schildfuß aufwies, ist jetzt unter dem Hirsch auf rotem Schildgrund der silberne Balken des österreichischen «Bindenschildes» (Abb. 46) zu sehen. Dieser Bestandteil des Wappens, das vom Regierungspräsidium Tübingen am 9. Juni 1978 verliehen worden ist, bezieht sich auf die vorderösterreichischen Gebiete, die sich einst um die Grafschaft Sigmaringen – gleich der Grafschaft Veringen ein österreichisches Lehen – gruppieren.

Tübingen, Landkreis

In Silber (Weiß) an schräg aus dem Unterrand emporkommendem schwarzen Speer eine dreilätzige rote Fahne.

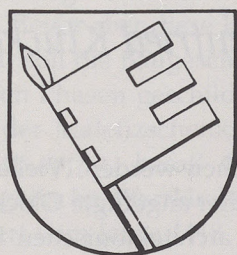


Abb. 47: Landkreis Tübingen. – Abb. 48: Siegel des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen (um 1188).

Der neue Landkreis hat das von seinem gleichnamigen Vorgänger seit 1955 geführte Wappen wieder aufgenommen. Die Verleihung durch das Innenministerium erfolgte am 3. September 1973. Die Wappenfigur entspricht der dreilätzigen Speerfahne, mit der die Pfalzgrafen von Tübingen auf Reitersiegeln abgebildet sind (Abb. 48). Abweichend vom Wap-

pen dieses Geschlechts steht die rote Fahne im Kreiswappen jedoch auf silbernem statt auf goldenem Schildgrund. Die Farbenverbindung Silber und Rot, die sich somit ergibt, entspricht den Wappenfarben der Grafen von Hohenberg, zu deren Herrschaft ein beträchtlicher Teil des Kreisgebiets bis 1381 gehörte.

Ulm, Stadtkreis

Von Schwarz und Silber (Weiß) geteilt.

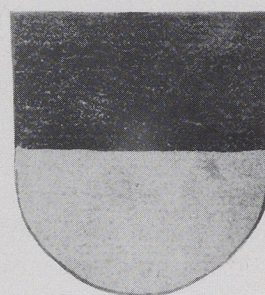
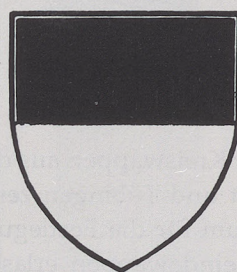


Abb. 49: Stadt Ulm. – Abb. 50: Wappen der Reichsstadt Ulm aus dem «Stuttgarter Wappenbuch» (1439–1450).

In den seit 1244 belegten Ulmer Siegeln erscheint zunächst der Reichsadler, dem dann – seit 1351 nachweisbar – der geteilte Schild (Abb. 35) beigegeben wird. Auf manchen Darstellungen trägt der Adler diesen Schild in den Fängen, auf anderen als Brustschild. Der von Schwarz und Silber geteilte Schild gilt als das eigentliche Wappen der Stadt Ulm. Als solches wurde es schon in reichsstädtischer Zeit gelegentlich ohne den Reichsadler abgebildet (Abb. 50), wie dies seit dem Ende der Reichsunmittelbarkeit der Stadt allgemein üblich ist. Da das Wappen am 1. April 1935, an dem die Deutsche Gemeindeordnung eingeführt wurde, längst festgelegt war, ist es ohne besondere Verleihung gültig.

Zollernalbkreis

In gespaltenem Schild vorne von Silber (Weiß) und Schwarz geviert, hinten in Gold (Gelb) drei liegende schwarze Hirschstangen.

Das in Zusammenarbeit des Landkreises mit dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart gestaltete neue Wappen wurde vom Innenministerium am 2. August 1974 verliehen. Es verbindet den von Silber und Schwarz gevierten Zollernschild (Abb. 52) mit den

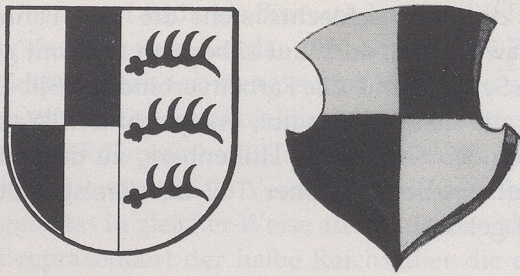


Abb. 51: Zollernalbkreis. – Abb. 52: Wappen der Grafen von Zollern, Zeichnung 16. Jahrhundert.

drei württembergischen Hirschstangen (Abb. 27) und damit die Stammwappen der beiden bedeutendsten Territorialherrschaften, die die Geschichte des Kreisgebiets geprägt haben.

Heutige Praxis und Tradition

Diese Zusammenstellung der Kreiswappen aus den Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen zeigt, daß die vom Innenministerium für die Festlegung und Verleihung neuer Gemeindewappen erlassenen Bestimmungen (s. Gemeinsames Amtsblatt 1977, S. 1549, RdErl.-GO zu § 6) auch bei der Gestaltung neuer Kreiswappen sinngemäß angewandt wurden. Infolgedessen sind diese Wappen inhaltlich – meist historisch – begründet, schlicht, einprägsam und unter den Kommunalwappen des Landes unverwechselbar. Sie entsprechen dem von

der Wappenkunst entwickelten eigenen Stil und den heraldischen Regeln. Mit Beratung durch das Hauptstaatsarchiv Stuttgart widerstanden die neuen Landkreise der Versuchung, zahlreiche Figuren in vielfach unterteilten Schilden unterzubringen. Die Beschränkung auf das Wesentliche führte zu Wappenbildern, die sich auch in der Verkleinerung auf Dienstsiegelgröße klar unterscheiden lassen. Diese für die Verwaltungspraxis unerläßliche Notwendigkeit ließ sich bei der Gestaltung neuer Kreiswappen durch die Wiederverwendung alter Wappensymbole optimal mit dem weit verbreiteten Wunsch nach einer historischen Aussage über das jeweilige Kreisgebiet verbinden. Es sind ja gerade die ältesten Wappenbilder, die uns heute durch ihre Schlichtheit und Einprägsamkeit am meisten ansprechen. Viele von ihnen leben nun in modernen Kreis- und Gemeindewappen fort.

Bildernachweis

Hauptstaatsarchiv Stuttgart: 1, 3, 7, 9, 11, 13, 15, 18, 20, 23, 26, 28, 32, 34, 37, 40, 42, 44, 47, 49, 51: J 482; 2,50: JI Nr. 289; 4: A 602 U 1430; 5: A 474 U 3; 6: A 4 Bü. 41a; 8: J 251c nach Obrecht, Alsaticarum rerum prodromus, Straßburg 1681; 12: J 231 b CIa Nr. 1; 14: A 496 U2; 16: J 230a AII Nr. 16; 17: J 480; 19: A 602 U 297; 21: J 480; 24: J 231 b CI Nr. 1; 25: J 480; 27: A 474 U 1712; 29: A 602 U 5979 A; 30, 31: J 230c; 33: A 602 U 303; 35: Ulmer Ordnung der Feuergeschworenen, 1612; 36: B 551 Bü. 26; 38: J 231 b NC 35; 39: J 230c; 41: B 515 U 2150; 43: B 532 Bü. 94; 45: J 231 b DII Nr. 14; 46: J 251 b; 48: A 474 U 3; 52: B 551 Bü. 26
Staatsarchiv Ludwigsburg: 10: B 509 U 54; 22: B 236 Nr. 171

Die Pfarrkirche in Oberdischingen

Oberdischingen an der Donau, ein altes Bauerndorf aus alemannischer Landnahmezeit, hat sich im 18. und 19. Jahrhundert zu einem «Klein-Paris» entwickelt. Heute ist Oberdischingen freilich wieder zu einer dörflichen Gemeinde geschrumpft. Nur noch die Herrengasse, die Pfarrkirche, das Kanzleigebäude sowie das Zucht- und Arbeitshaus erinnern an die prunkvolle Zeit des Grafen FRANZ LUDWIG SCHENK VON CASTELL (1736–1821), des Malefizschenken.

Der Graf hat den Bau der heute in Süddeutschland einzigartigen Pfarrkirche in Auftrag gegeben. Die klassizistische Rotunde, in Frankreich oder Italien eher denkbar als in germanischen Ländern, kann mit keinem Bauwerk zwischen Main und Bodensee

auch nur annähernd verglichen werden. Vielleicht auch deswegen, weil der später angefügte Glockenturm im Widerspruch zum architektonischen Plan eines Zentralbaues steht. Der Turm ist wohl als Reverenz an die dörfliche Gemeinde zu verstehen, der die Funktionen einer Kirche näher stehen, als ihr ästhetisches Konzept.

Damit ist zugleich die Problematik dieser Pfarrkirche vorgegeben: Wie kommt Oberdischingen zu einem im italienischen Geist und französischen Stil des 18. Jahrhunderts erbauten christlichen Tempel? Und schließlich: Wer war der Baumeister? Die erste Frage läßt sich verhältnismäßig einfach mit der Biographie des Bauherrn, des Malefizschenken, beantworten. Die Daten und Ereignisse seines Lebens sind nahezu

Ehrenfried Kluckert



Oberdischingen. Pfarrkirche von Westen

vollständig überliefert. Dagegen schweigen sich die Archive über den Namen des Baumeisters aus. Diese Frage muß also kunsthistorisch ermittelt werden. Bevor aber diese Problematik genauer erörtert wird, soll die Baugeschichte der Kirche in den einzelnen Phasen geschildert werden:

Als der Malefizschenk im Jahre 1764 seine Herrschaft antrat, besaß Oberdischingen eine kleine spätgotische Pfarrkirche – ihre Grundsteinlegung datiert vom Jahre 1448. Dieses Kirchlein war schon lange reparaturbedürftig. Ferner entsprach es in keiner Weise dem Standesbewußtsein des Grafen. Die Kirche sollte schöner und größer werden. So nahm der Malefizschenk schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt (1766) Verhandlungen mit dem Architekten FRANZ ANTON BAGNATO auf, dem Sohn des berühmten Baumeisters JOHANN KASPAR BAGNATO.

Wie aus den Verträgen hervorgeht, waren die Um- und Erweiterungsbauten sehr umfangreich (OTT): Das Langhaus sollte erhöht, der Chorbogen erweitert und ein neues Oratorium vom Fundament aus

errichtet werden. Im Zuge dieser Erweiterungen, die den Umfang des Baukörpers beträchtlich vergrößern sollten, wollte man schließlich auch den Turm erhöhen. Bald legte BAGNATO sein Konzept vor. Der Graf fand offensichtlich Gefallen daran, denn er schloß einen Vertrag mit dem Baumeister ab und wies einen Vorschuß von 300 Gulden an. Doch schon kurze Zeit später – im Jahre 1770 – forderte er diesen Betrag wieder zurück. Der Graf scheint das Interesse an einem Umbau verloren zu haben. Wie aus verschiedenen Rechnungen und Akten hervorgeht, strebte er nun einen Neubau an. In den Jahren von 1770 bis 1774 verhandelte er mit der Diözese Konstanz wegen Abbruch der alten und Errichtung einer neuen Pfarrkirche. Die Diözese war aber gegen den Abbruch der, wie sie argumentierte, durchaus noch brauchbaren Kirche und verlangte einen Finanzplan, aus dem die Bezahlung eines Neubaus hervorgehen sollte. Die Finanzierung schien gesichert zu sein: Infolge des geplanten Umbaus war die Pfarrei in den vorangehenden Jahren nicht besetzt: dadurch hatte man einen Betrag von 1700 Gulden

gespart; außerdem sollten das Stiftungsvermögen der Dreifaltigkeitskapelle herangezogen werden und Schuldbriefe, die auf den Namen des Grafen in Konstanz hinterlegt waren.

Durch diese Aufstellung wurde die Finanzierung des Neubaus glaubhaft gemacht, so daß das Ordinariat in Konstanz nachgab. Anzumerken wäre noch, daß der Graf seinem Wunsche durch einen Verweis auf seinen Stammbaum Nachdruck verliehen haben könnte: Einer seiner Vorfahren war im 12. Jahrhundert Bischof von Konstanz. In der Zwischenzeit entließ der Graf seinen Architekten FRANZ ANTON BAGNATO und nahm Verhandlungen mit neuen Baumeistern auf. Über diese ist aber, wie schon erwähnt, aus den Akten nichts Näheres zu erfahren.

Die Grundsteinlegung der neuen Pfarrkirche fand im Jahre 1800 statt. Doch der Bau zog sich in die Länge – nicht zuletzt wegen der Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn. Letzterer sah einen riesigen Schuldenberg nach dem Tode des Grafen auf sich zukommen und opponierte ständig in Konstanz gegen das Bauvorhaben. Dort stand man aber zu der einmal gefällten Entscheidung. Beim Tod des Grafen FRANZ LUDWIG im Jahre 1821 war der Rohbau fertiggestellt. Erst 16 Jahre später – am 2. Oktober 1835 – konnte die Kirche konsekriert werden. Der Turm blieb allerdings noch unvollendet, da die gräfliche Herrschaft erst nach endlosem Prozessieren von der Baulast am Turm, der im Bauplan gefehlt haben sollte, freigesprochen wurde. Im Jahre 1892 hat der Baumeister BUCK aus Ehingen den Turm errichtet.

Die Baugeschichte ist also verhältnismäßig übersichtlich. Man erhält zwar keinen Hinweis auf den Namen des Architekten, zugleich aber auch keinen hinsichtlich von Plan- oder Konzeptänderungen, die auf zwei oder mehrere Baumeister schließen lassen könnten. Die lange Bauzeit ergab sich wohl aus den erwähnten Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn. Besonders nach dem Tode des Grafen FRANZ LUDWIG dürften Verzögerungen auf Grund einer unklaren Finanzierung aufgetreten sein. Daß in dem Plan ein Kirchturm nicht vorgesehen war, spricht für das konsequente Festhalten am klassizistischen Stil. Die späte Anfügung des Turmes spricht dagegen für das Bedürfnis der Gemeinde nach einer «vollständigen Kirche» und für die einst esoterische Haltung des Grafen, der sich über diese Bedürfnisse hinweggesetzt hat.

Die Bauanalyse wird noch eingehender auf die ästhetische Problematik des Turmes eingehen. Zuvor aber sollte man die Biographie des Bauherrn durchleuchten, um die ausgefallene Wahl einer

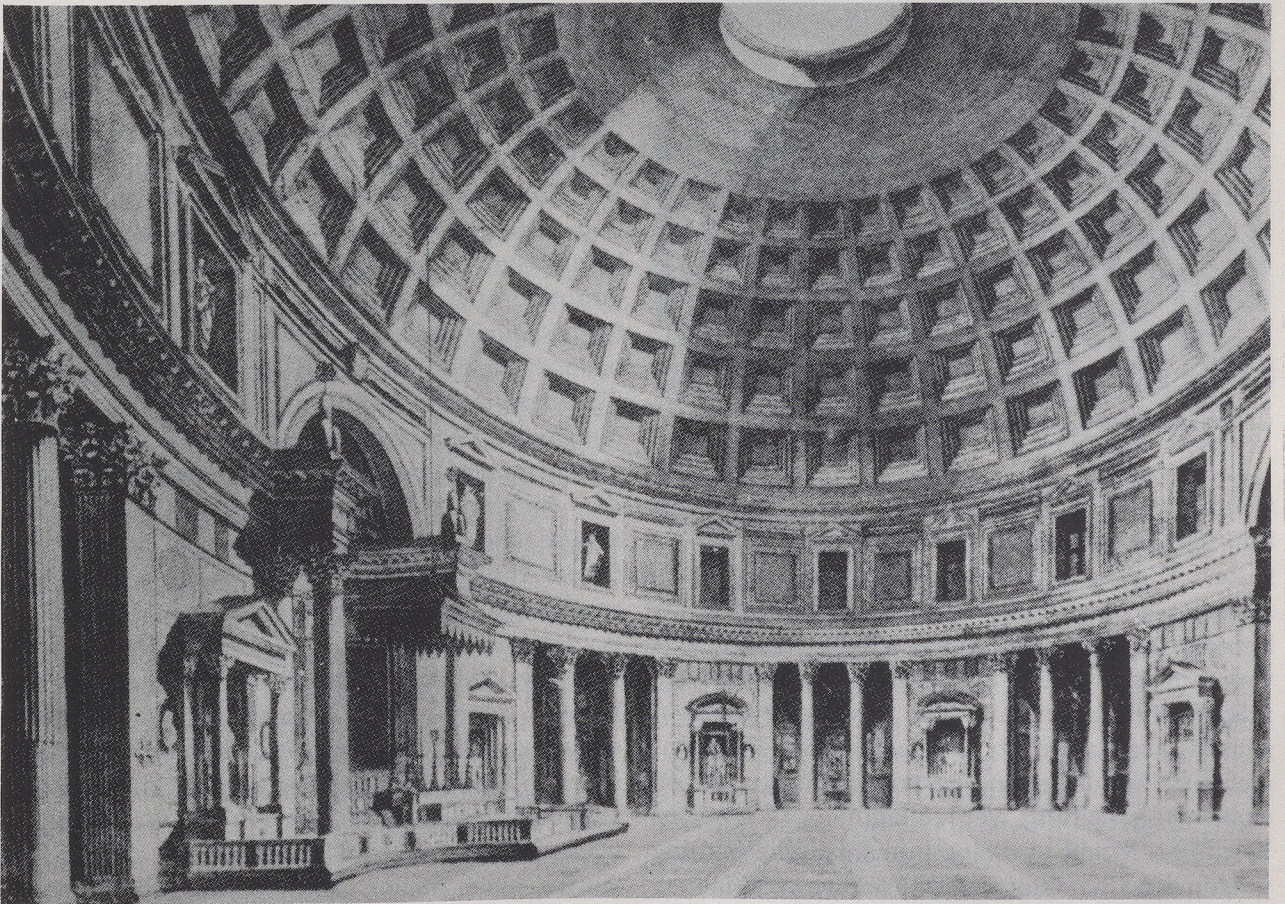
klassizistischen Rotunde – einer Kirche, die eher in ein städtisches als in ein dörfliches Ambiente passen würde – zu begründen.

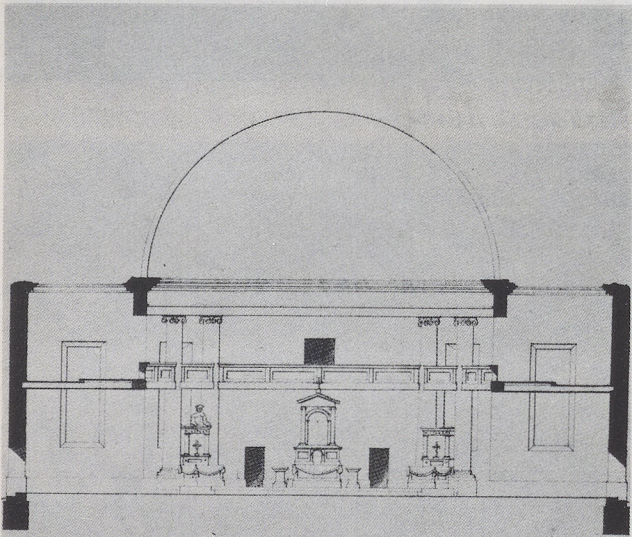
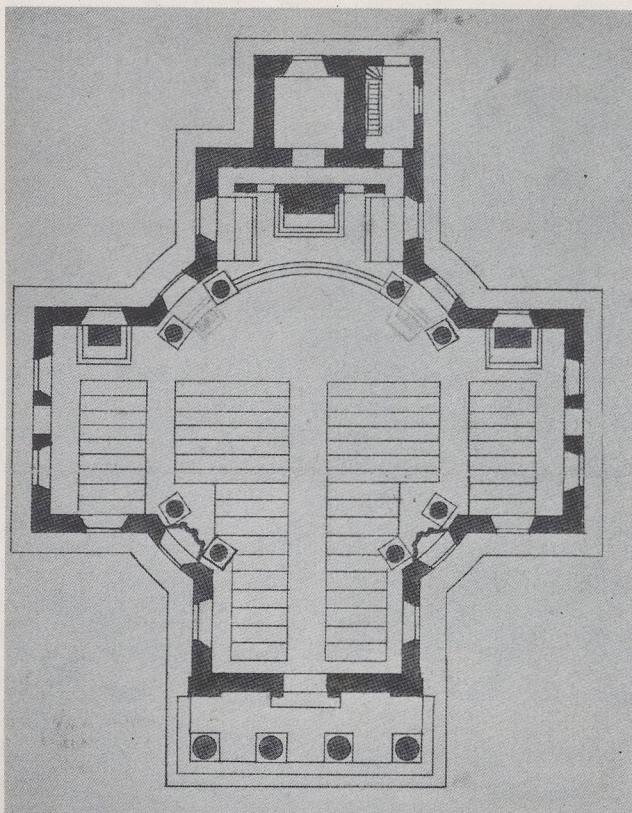
Die Familiengeschichte der SCHENKEN VON CASTELL geht auf das frühe Mittelalter zurück. Ihre Wurzeln liegen im Dunkel. Die erste Gestalt, die urkundlich greifbar wird, ist ULRICH II VON CASTELL, der von 1127 bis 1138 jenes Bischofsamt von Konstanz bekleidete. Im Jahre 1242 wird ein weiterer ULRICH VON CASTELL mit dem Amt des Mundschenken des Bischofs von Konstanz belehnt. Von da ab führt das Geschlecht den Beinamen SCHENK (OTT). Seine Geschichte ist erst ab dem Jahre 1661 mit der Oberdischingens verbunden. In diesem Jahre verkaufte SIGISMUND WILHELM VON STOTZINGEN ZU HEUDORF die Herrschaft Dischingen an den Fürstbischof MARQUARD ZU CASTELL in Eichstätt. Damit wurden die SCHENKEN VON CASTELL auf fast 200 Jahre Grund-, Orts- und Gerichtsherren von Dischingen. Gegenstand des Kaufvertrages vom Jahr 1661 waren *das Freiherrliche Gueth Tischingen und die dazugehörigen Stuck und Güether, Rechte und Gerechtigkeit, malefizische Hoch- und Niedere Herrlichkeiten (hohe und niedere Gerichtsbarkeit), der Große, Kleine und der Blutzehnten, Höfe und Selden, Leibeigene Leute, Nutzungen und Gefällen, Fronen, Steuern, Diensten, Wunn und Waid.* (OTT)

Mit diesem Zitat wird sehr eindrucksvoll die spätere Machtentfaltung des Grafen dokumentiert – ein Faktor, der sicherlich auch den Drang nach Herrschaftsarchitektur – wie noch zu zeigen sein wird – erhellen kann.

Im Jahre 1662 kommt dann durch Heirat die Herrschaft (Unter-)Dischingen mit Schloß Trugenhofen an Graf JOHANN WILLIBALD (1619–1697), den Großvater des Malefizschenken. Über die Jugend des Grafen FRANZ LUDWIG ist nur wenig bekannt. Das Tagebuch, das er führte, fiel einem Bombenangriff des 2. Weltkrieges zum Opfer. Man vermutet, daß er an der Universität Göttingen studiert hat. Nach seinem Studium machte er die damals übliche Bildungsreise nach Italien, die bis nach Neapel geführt haben soll (OTT). Als 28-jähriger übernahm er dann im Jahre 1764 die Herrschaft Oberdischingen. Damit trat er auch in den Besitz aller Titel des Geschlechtes ein: *Franz Ludwig Schenk, des Heiligen Römischen Reiches Graf von Castell, Herr der Graf- und Herrschaften Schelklingen, Berg und Gutenstein, Oberdischingen, Bach, Wernau, Einsingen und Hausen und Stetten am Kalten Markt, Seiner Röm. Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät Kämmerer, Seiner Kurfürstl. Gnaden zu*

Rechts: Der spätantike Bau des Pantheons in Rom





Grund- und Aufriß der Pfarrkirche Oberdischingen

Mainz Wirklicher Geheimer Rat, des Hochfürstlichen Hochstifts Eichstätt Erbmarschall. (OTT)

Dieser Titel spiegelt in einer damals geläufigen selbstherrlichen Weise die aus dem oben zitierten Kaufvertrag hervorgehenden Macht- und Besitzverhältnisse des Grafen wider: Er stellt sich als ein prächtiger Barockpotentat vor. Sein Reichtum geht genauer aus einer nach seinem Tode (1824) zusammengestellten Erhebung hervor, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden kann.

Reichtum, Macht und eine humanistische Bildung prägten den Charakter und das Wirken des Malefiz-

schenken. Zeitgenössische Aufzeichnungen beschreiben ihn als einen geistreichen Plauderer und guten Gesellschafter, der auch des öfteren Gast am württembergischen Herzogshof war (OTT).

Das Selbstbewußtsein und das Machtgefühl eines barocken Edelmannes dokumentiert sich zwar in seinen Besitzverhältnissen und in seinem Titel – doch das für alle sichtbare Zeugnis seiner Macht ist die Architektur, mit der er sich umgibt. Gerade der Dorfadel, der seine Herrschaft gegenüber dem Herzog oder König zu vertreten, seine Autonomie gegenüber Gleichgestellten zu demonstrieren und seine Macht gegenüber dem Volke durchzusetzen hatte, schuf sich mit seinen Schlössern und ländlichen Residenzen zeitgemäße Herrensitze.

Der Malefizschenk gab sich allerdings mit einem Schloß nicht zufrieden. Seine Funktion als Bauherr zielte auf die Errichtung einer Residenz als Sitz und Ausdruck seiner reichsgräflichen Herrlichkeit. Er hat Oberdischingen im Laufe seiner Regierungszeit zu einer kleinen Residenzstadt umgestaltet – d. h., er fügte dem alten alemannisch-schwäbischen Bauerndorf das Residenzviertel an. Damit hob sich Oberdischingen fortan von allen Dörfern der näheren und fernerer Umgebung ab. So hat der Graf seinem Repräsentationsbedürfnis und im gewissen Sinne auch der Legitimation seiner Macht ein monumentales Denkmal gesetzt: Die im Mansard-Stil erbauten Häuser der Herrengasse, die Fronfeste mit der Kanzlei – ein stattlicher dreiflügeliger Bau mit einem geräumigen Innenhof – und schließlich: die Pfarrkirche. Letztere darf wohl als Höhepunkt seiner Bautätigkeit angesehen werden.

Der Grundriß der Pfarrkirche ist dem Pantheon in Rom nachempfunden worden. Dieser ehemals heidnische Tempel aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert, ebenfalls ein Rundbau mit einer mächtigen Kuppel und einer von Säulen getragenen Vorhalle, dürfte den Grafen auf seiner schon erwähnten Bildungsreise tief beeindruckt haben. Das spätantike Bauwerk mit dem tempelartigen Portikus stand zudem im Mittelpunkt kunsttheoretischer Reflexion der Aufklärung. WINCKELMANN'S «Edle Einfalt, stille Größe» belegt die emphatische Begeisterung für die Antike, die man damals wieder entdeckt hatte. Das römische Pantheon war neben dem Forum Romanum und den Tempelanlagen in Paestum ein wichtiges Ziel der Bildungsreisenden; das antike Bauwerk wurde zum Kunsterlebnis; an seiner Gestaltungsweise, der harmonischen Vermittlung zwischen Waagerechter und Senkrechter, konnte man sein Bedürfnis nach Erhabenheit und Größe stillen. Die philosophischen Überlegungen, die in der Antike einen neuen Antrieb zur Umgestaltung



Das Innere der Pfarrkirche Oberdischingen

menschlicher Moralvorstellungen mit dem Ziel einer Demokratisierung der Gesellschaft sahen, trafen sicherlich für Dichter und Künstler zu – weniger aber für den absolutistischen Herrscher.

Der Klassizismus, Träger dieser Gedanken, galt damals als modern oder «modisch». Er wurde als eine Möglichkeit erkannt, die Herrscherwürde neu zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht spielte dabei der Gedanke eine Rolle, barockem Prunk zu entsagen, um sich fortan mit dem schlichten antiken Gewand der Weisheit und der Vernunft zu kleiden. Der klassizistische Bau kann als Zeichen dieses neuen Repräsentationsbedürfnisses gelten, ohne daß dabei eine Umgestaltung der Herrschaftsverhältnisse zum Ausdruck kommen müßte.

Der humanistisch gebildete Graf FRANZ LUDWIG hat sich mit diesen geistesgeschichtlichen Fragen sicherlich auseinandergesetzt. Eine stark modifizierte Replik des römischen Pantheons im städtebaulichen Ensemble mit weiteren klassizistischen Gebäuden und Anlagen hatte für ihn nicht nur Residenz-Funktion. Sie darf auch als Hinweis auf seinen im Titel genannten geistlichen und weltlichen Bezug zum römischen Reich verstanden werden – insgesamt

also als Ausdruck seiner gräflichen Würde. Diese wird nun nicht nur im klassizistischen Stil anschaulich gemacht, sondern hauptsächlich in der Idee des Zentralbaues: Der sakrale Zentralbau galt schon seit dem frühen Mittelalter als vornehmste aller Kirchen und damit als eine Königskirche. Diese Bedeutung taucht seit JUSTINIAN im byzantinischen Osten des Abendlandes auf. Mit dem Bau der Aachener Pfalzkapelle wurde diese Bedeutung übernommen. In ihren Ausmaßen überragt das vor dem Westteil der Pfalzkirche errichtete Oktogon die übrigen Bauteile der Bischofs- und Klosterkirche. Damit wollte KARL DER GROSSE schon vor seiner Kaiserkrönung seine dominierende Stellung gegenüber der Kirche behaupten (BANDMANN).

In diesem Bedeutungszusammenhang taucht fortan jeder sakrale Zentralbau auf. Häufig verkörperte er die Machtstellung des Bauherrn – u. a. die des Fürsten über seine Untertanen. Diese über Jahrhunderte tradierte ikonologische Funktion war nicht nur dem Malefizschenken bekannt, sondern auch seinen Untertanen – wenn auch mehr von der emotionalen oder suggestiven Seite.

Eine nun folgende Detailanalyse der Pfarrkirche soll



Oberdischingen

diese von der Baukonzeption abgeleitete geistesgeschichtliche und ideologische Funktion deutlich machen:

Die Kuppel erhebt sich über der Vierung zweier gleich langer Kreuzarme. Der Grundriß beschreibt also ein griechisches Kreuz. Die Kuppel wird von vier Paaren schlanker ionischer Säulen getragen. Wie Grund- und Aufriß verraten, ist der Umfang des Kuppelringes proportional größer als der des Vierungsquadrates. Die Vierungsecken werden also nicht, wie sonst im klassizistischen Zentralraum üblich, durch Säulen oder Pilaster verstärkt, um den Kuppelring zu tragen. Die Vierung wird durch das Abflachen der Ecken erweitert. In die so entstandenen Wandflächen werden Fensteröffnungen gebrochen, um dem Raum eindeutige Lichtquellen zu erschließen. Vor diese Fensterzonen werden die vier die Kuppel tragenden Säulenpaare gestellt. Ihre

freie Stellung wird durch das hinter ihnen einfließende Licht noch verstärkt. Der Kuppelring ragt nun in die Vierungsarme hinein, wodurch die Mächtigkeit des Innenraumes, in dem eindeutig die Kuppel dominiert, erhöht wird. Die Vierungsarme spielen für die Raumwirkung keine so entscheidende Rolle mehr. Sie scheinen zu Nischen reduziert worden zu sein. Das könnte durchaus im Sinne der eben angesprochenen räumlichen Entfaltung der Kuppelzone beabsichtigt gewesen sein, zumal durch ihre bauliche Betonung der Charakter eines Zentralbaues und die daraus abzuleitende Bedeutungsebene des «Mächtig-Seins» intensiviert wird. Der Baumeister nahm jedoch mit diesem Konzept ein schwieriges statisches Problem auf sich: Die vier freistehenden Säulenpaare können zwar die nach unten wirkenden Kräfte der Kuppel abfangen, nicht aber den statischen Schub, der zur Seite abgeleitet wird. Dieser wurde im Pantheon von den weit nach oben gezogenen Außenmauern abgefangen. Da solche im Plan von Oberdischingen nicht vorgesehen waren, mußte der Baumeister zu einer anderen Lösung gelangen: Wie Grund- und Aufriß zeigen, tragen die freistehenden Säulen zwar den Kuppelring, nicht aber die Außenkante der inneren Kuppelwölbung. Diese wird vom mächtigen Gebälk, das die Vierungsecken miteinander verbindet, abgestützt. Dadurch ist es zu einer sehr eigenwilligen aber eleganten architektonischen Lösung gekommen: An der Stelle der abgeflachten Vierungsecken löst sich der Kuppelring vom Gebälk – vielmehr: er schert aus diesem heraus, um über der Achse eines jeden Vierungsarmes wieder mit ihm zu verschmelzen. Dort, wo der Ring sich vom Gebälk löst, wird die Kuppel also einerseits von den Säulen getragen und andererseits von der so freiwerdenden Baumasse des Gebälkes abgestützt. Mit dieser statischen Lösung ist der Baumeister auch zu einer befriedigenden Raumgestaltung gelangt: Der vom Gebälk abzweigende Kuppelring ermöglicht die eben angesprochene Freistellung der Säulen, wodurch eine stärkere Gliederung der Baumasse und damit der schon erwähnte Eindruck einer mächtigen Kuppelhalle erreicht wurde.

Das Äußere ist – gemäß den ästhetischen Vorstellungen des Klassizismus – schlicht verarbeitet: Die vier glatten Säulen des Portikus – sie tragen dorische Kapitelle – stützen ein Gebälk ab, das lediglich mit einem nur einmal unterteilten Zierstreifen versehen ist. Darauf ruht der mit einem Zahnfries geschmückte Dreiecksgiebel. Zierstreifen und Zahnfries laufen am Gebälk und an der Dachunterkante um den Baukörper herum und werden nur einmal vom Glockenturm unterbrochen. Die Rahmungen

der Fenster und des Portals sind ebenfalls sehr einfach gehalten. Flach und zierlich gestaltete Konsolen tragen das Fenstergesims. Dieses ist beim Portal mit einem Zahnfries versehen. Die verhaltene Verarbeitung des Außenbaus und der völlige Verzicht auf Bauplastik findet seine Entsprechung auch im Innenraum. Die Gliederung des Gebälkes erkennt man wieder in der Brüstung der Empore und im Kuppelring. Hier wird dieses Gliederungsmotiv allerdings noch gesteigert: Wülste und Rillen drängen sich am oberen Rand – so als ob der Ring aufgelöst werden sollte, um in die kassettierte Wölbung überzugehen.

Überhaupt kann man eine stärkere Differenzierung der entsprechenden Bauglieder im Innenraum entdecken: Die freistehenden Säulen sind im Gegensatz zu den Portikus-Säulen kanneliert. Sie tragen wie die Pilaster der inneren Eingangstür ionische Kapitelle, wohingegen die Außensäulen dorische Kapitelle tragen.

Diese ausgewogenen und ästhetisch sublim differenzierten Entsprechungen von Außen- und Innenraum sprechen eher für ein imposantes Denkmal, das der Graf seiner Herrschaft gesetzt hat, als für ein Gotteshaus, das er seinen Untertanen schenken wollte.

Der besondere Charakter einer Residenzkirche tritt übrigens ganz deutlich im gräflichen Oratorium, das auf der rechten Empore vorgesehen war, hervor. Bezeichnend für den eben angesprochenen Denkmal- oder Repräsentationscharakter ist auch der ursprünglich bewußt nicht vorgesehene Glockenturm. Das ästhetische Konzept eines Zentralbaus wird dadurch entscheidend gestört. Bilder aus der Zeit von 1892/93 lassen deutlich erkennen, daß die Kuppel ohne den Turm weitaus prächtiger zur Geltung kommt.

Wen hat der Malefizschenk nun als Architekt für den Neubau der Pfarrkirche gewinnen können, nachdem er den Italiener BAGNATO aus seinen Diensten entlassen hat? Wie schon erwähnt, ist der Name des Architekten dokumentarisch bisher noch nicht nachgewiesen worden. Die Bauakten sind verlorengegangen. Verträge und Abrechnungen sind ebenfalls nicht vorhanden. Auch in den langen Auseinandersetzungen zwischen der Pfarrgemeinde und der Gutsherrschaft taucht der Name des Baumeisters nicht auf.

Noch während der Streitigkeiten um den Umbau der alten Pfarrkirche ist vom Grafen mehrmals ein französischer Architekt erwähnt worden, der «neue Projekte» gemacht haben soll (GRADMANN). Vielleicht handelte es sich dabei um jene Pläne eines Neubaus, die den Grafen überzeugt haben, von

den ohnehin nicht vorankommenden Umbauten Abstand zu nehmen.

In einem der Schriftsätze, die dem schon erwähnten Prozeß um die Baulast entstammen, sagte der Graf ferner, daß der Bauplan zum Neubau von einem Stuttgarter Architekten ausgearbeitet worden sei, dessen Name ihm entfallen sei (GRADMANN). Demnach muß ein französischer Architekt, der in Württemberg gearbeitet hat, den Plan zur Pfarrkirche geliefert haben. Es liegt nahe, an den Hauptvertreter des französischen Klassizismus in Süddeutschland zu denken – an MICHEL D'IXNARD. Dieser hat im weiteren Umkreis von Oberdischingen gebaut – die Stiftskirchen in Buchau (1776) und in Hechingen (1783). Der Malefizschenk hatte also Gelegenheit, sich von der Qualität des Baumeisters zu überzeugen. Er konnte sogar die Idee und die Ausführung eines am römischen Pantheon inspirierten Zentralbaues von D'IXNARD studieren – an der ehemaligen Benediktinerklosterkirche St. Blasien (1783).

Oberdischingen und St. Blasien haben den Säulenportikus und die mächtige Tambourkuppel gemeinsam – ferner die Orientierung am römischen Pan-

St. Blasien



theon: Das Verhältnis der Rotunde zur Kuppel beträgt 1:1. Der breite trennende Architrav hälftet also die Gesamthöhe des Raumes.

Diese grundsätzlichen Proportionsverhältnisse sind die einzigen Gemeinsamkeiten zwischen St. Blasien und Oberdischingen. Während die Klosterkirche in weiteren entscheidenden Details den Maßverhältnissen des Pantheons folgt, liegen Oberdischingen andere architektonische Formeln zugrunde. So weisen z. B. die Klosterkirche und das Pantheon ein alle Abmessungen bestimmendes Modul auf: Es handelt sich dabei um den halben Kuppeldurchmesser. Diese die Harmonie des Raumes erzeugenden Zahlenverhältnisse kann man in Oberdischingen nicht entdecken.

Es lassen sich noch viele bauliche Unterschiede zu St. Blasien aufzeigen, an dieser Stelle seien nur einige grundsätzliche genannt: Der Säulenportikus der Klosterkirche wird von zwei pylonenhaften Türmen begrenzt. In Oberdischingen steht der Portikus frei. So auch die vier Doppelsäulen im Inneren – sie rufen ein Wechselspiel zwischen Säule, Fensterwand und Nische hervor. Dagegen beherrscht die Säule den Raum der Klosterkirche: Zwanzig korinthische Säulen stehen im gleichen Abstand im Rund – nur gegen den Chor weiter auseinandertretend. Während in Oberdischingen die tragende Funktion der Säulen anschaulich ist, wird sie in St. Blasien vorgetäuscht: Die halbkugelige Kuppel ist an einer im Tambour verborgenen Tragkuppel aufgehängt.

Man kann noch weitere Unterschiede im Detail aufzählen. Das könnte aber das Bild verfälschen, da ein Baumeister verschiedene Bauten eben auch im Detail unterschiedlich gestaltet. Allerdings ist fast immer am architektonischen Werk eine den Architekten charakterisierende Handschrift oder besser noch: Bausprache nachzuweisen. Die Handschrift D'IXNARDS ist in Oberdischingen jedenfalls nicht zu erkennen. Schließlich sollte man noch erwähnen, daß das auf Vollständigkeit bedachte Bauverzeichnis von SCHMIEDER sämtliche württembergische Bauten von D'IXNARD aufzählt – nicht aber Oberdischingen.

In den Kreisbeschreibungen (GRADMANN), in Kunstführern (Reclam) und bei OTT wird noch ein weiterer französischer Architekt im Zusammenhang mit dem Bau der Rotunde genannt: Der Stuttgarter Hofbaumeister LOUIS PHILIPP DE LA GUÉPIÈRE. Auch seine Entwürfe haben sich an der antik-römischen Baukunst orientiert. Abgesehen davon, daß von ihm kein Rund- oder Zentralbau bezeugt ist, weisen seine Bauten (Ludwigsburger Schloß, Neues Schloß in Stuttgart, oder Schloß Monrepos) nicht einmal im

Detail Ähnlichkeiten mit der Ausführung der Oberdischinger Pfarrkirche auf. DE LA GUÉPIÈRES Klassizismus ist noch zu verspielt, um mit der Strenge und Schlichtheit der Pfarrkirche in Verbindung gebracht zu werden. Nun könnte man allerdings einwenden, daß die Architektursprache eines Palastes nicht unbedingt auf einen Sakralbau übertragen werden kann, daß der Architekt also für den Sakralbau möglicherweise ein anderes Konzept vorgesehen haben könnte, also zum Beispiel: kaum verzierte Fensterrahmungen, schlichte Kapitelle und strenge Säulen. Wenn man die Autorschaft dieses Architekten annimmt, dann sollte man ferner berücksichtigen, daß es sich bei der Pfarrkirche, die erst 1831 fertiggestellt wurde, um ein Spätwerk DE LA GUÉPIÈRES gehandelt hätte. Sein architektonischer Stil würde sich demnach zum strengeren Klassizismus geläutert haben. Das sind aber lediglich Vermutungen, die sicherlich nicht ausreichen, um DE LA GUÉPIÈRE als Baumeister der Pfarrkirche vorzustellen.

Neben ihm wird noch ein anderer, nicht so bedeutender Architekt in die engere Wahl gezogen. Der ebenfalls als Hofbaumeister tätige NICOLAS THOURET. Nach einer Anmerkung von OTT und KASPER soll THOURET sogar archivalisch bezeugter Baumeister der Pfarrkirche sein. Diese Behauptung ist weder belegt noch kunsthistorisch nachgewiesen worden. Immerhin macht sie auf THOURET als möglichen Baumeister aufmerksam, so daß eine Betrachtung seiner Biographie und seines Werkes unumgänglich ist. THOURET hat viel mit DE LA GUÉPIÈRE in Stuttgart und Umgebung zusammengearbeitet. Dabei fielen ihm vorwiegend die Aufgabe der Gestaltung der Innenräume sowie nachträgliche Um- und Erweiterungsbauten zu. Das betraf besonders das Stuttgarter Neue Schloß, die Schlösser Ludwigsburg und Monrepos. Es ist zu beobachten, daß THOURET immer eine kühle Note in den weitgehend noch etwas barock anmutenden Klassizismus DE LA GUÉPIÈRES hineingebracht hat. Das schien wohl auch Herzog CARL EUGEN bewogen zu haben, für das Schloß Monrepos umfangreiche Um- und Neubauten durch THOURET vornehmen zu lassen. Diese sind nun für die Frage nach der Autorschaft der Pfarrkirche in Oberdischingen von besonderem Interesse: Im Bereich des Seeschlosses entstand im Jahre 1804 eine Baugruppe, an die heute nur noch ein erhöhtes Plateau am östlichen Ende des großen Rasenplatzes erinnert. Es handelte sich dabei um das Festingebäude und das Theater. Beide Gebäude wurden schon bald nach ihrer Fertigstellung im Jahre 1819 auf Abbruch verkauft (EUGEN). Es gibt aber noch – wenn auch sehr knapp gehaltene – zeitgenössische Beschreibungen dieser beiden Gebäude. J. D. G.



Bad Teinach. Portikus und Fensterrahmungen zeigen die «Handschrift» des Baumeisters N. THOURET.

MEMMINGER vermittelt eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Versammlungssaal des Festin-gebäudes: Dieser soll einen kreisrunden Grundriß gehabt haben. Es hat sich demnach offensichtlich um eine Art Zentralbau gehandelt, da sich an zwei gegenüberliegenden Seiten noch ein Tanz- und ein Speisesaal angeschlossen haben. Der Saal war nach Aussagen MEMMINGERS zweigeschossig und von einer riesigen Kuppel überwölbt, die auf freistehenden Säulen ruhte. Weiter berichtet MEMMINGER, daß die *Verhältnisse des Saales groß und pathetisch* waren. Dieses Festinhaus ist neben der Pfarrkirche in Oberdischingen das einzige mir bekannte größere freistehende Gebäude Süddeutschlands mit einer zentralen Rotunde, die von einer Kuppel auf freistehenden Säulen überwölbt wird.

Auf Grund dieser zeitgenössischen Beschreibung kann man im Festinhaus wiederum das Vorbild des römischen Pantheons erkennen. In der Tat hat THOURET dieses antike Denkmal während seines Rom-Aufenthaltes zwischen 1793 und 1796 studiert – und zwar unter Anleitung des bekannten FRIEDRICH WEINBRENNER, des Gestalters der Karlsruher Schloßanlage.

Nach seiner Rückkehr aus Italien – besser: Rückberufung durch Herzog CARL EUGEN nach Stuttgart – muß sich THOURET also mit dem Gedanken eines Zentralbaues beschäftigt haben, denn wenige Jahre später baute er das Festinhaus.

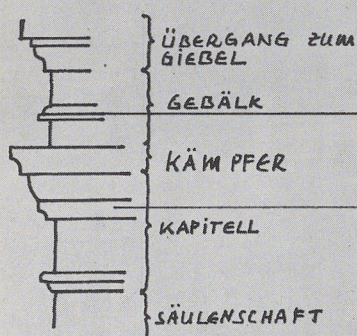
Es ist nun sehr interessant, zu beobachten, daß sich ebenfalls in diesen Jahren der Malefizschenk entschlossen hat, eine neue Pfarrkirche bauen zu lassen. Er hat sich ja – wie es hieß – mit Plänen eines Stuttgarter Architekten befaßt. Daß es sich hier, wenige Jahre vor Baubeginn, um Pläne eines Zentralbaues gehandelt hat, darf wohl sicher sein. Jener Stuttgarter Baumeister, von dem die Pläne stammen sollten, könnte NICOLAS THOURET heißen – derselbe, der kurz nach Baubeginn in Oberdischingen einen, vom Konzept her betrachtet, ähnlichen Bau im Monrepos-Bezirk errichtet hat – das Festinhaus.

Natürlich verlangt man nun auf Grund dieser Zusammenhänge auch sichtbare Belege für eine mögliche Autorschaft THOURETs in Oberdischingen. Dabei kommt wieder der Begriff der «Bausprache» ins Spiel: Gibt es eine unverwechselbare architektonische Handschrift THOURETs, die auch in Oberdischingen nachzuweisen ist?

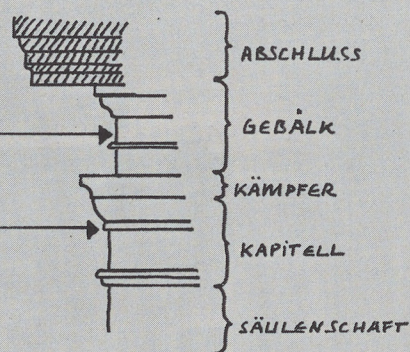
FIG. 1:

PROFILZEICHNUNG / PORTIKUS:

OBERDISCHINGEN:



BAD TEINACH:



Glücklicherweise kann man heute noch einige Bauten von THOURET betrachten, um die Architektursprache zu überprüfen. In Bad Teinach hat THOURET zusammen mit GOTTLÖB BARTH im Jahre 1842 das Badhotel erbaut. Der Portikus des Haupteinganges ist fast identisch mit dem der Pfarrkirche von Oberdischingen: Schlanke glatte Säulen mit dorischen Kapitellen tragen ein schweres Gebälk, das durch einen schmalen Zierstreifen in der Waagerechten gegliedert ist. Die etwas vorstehenden Kämpferplatten zählen ebenfalls zu den auffälligen Übereinstimmungen. Eine Profilzeichnung des Portikus macht darüber hinaus deutlich, daß Ähnlichkeiten bis ins kleinste Detail zu verfolgen sind. Der Abschluß des Portikus fällt in Bad Teinach wohl

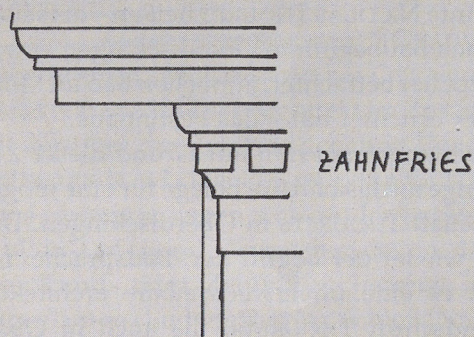
deswegen mächtiger aus, weil sich darüber Blumenkästen befinden, nicht aber ein Dreiecksgiebel wie in Oberdischingen. Bis auf zwei winzige Details (in der Zeichnung durch einen Pfeil markiert) gleicht sich das Profil beider Portiken: Die Zierleiste des Gebälks ist in Oberdischingen unterteilt – in Bad Teinach ist sie einfach. Unterhalb des großen Wulstes des Oberdischinger Kapitells ist eine Hohlkehle angebracht – in Bad Teinach nur ein ungegliederter Stab.

Auch die Gestaltung der Portal- und Fensterrahmen machen ein- und dasselbe Konzept deutlich. Das Kirchenportal ist zwar prächtiger ausgestaltet als die Rahmung der Hotelfenster, doch kann man im Profil des oberen Gebälks dieselbe Gestal-

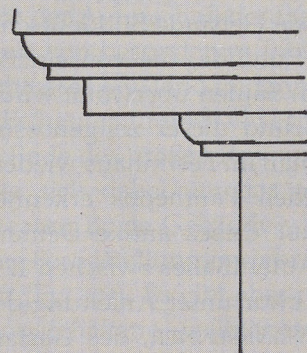
FIG. 2:

PROFILZEICHNUNG / FENSTER / PORTAL:

OBERDISCHINGEN:



BAD TEINACH:



tungsweise erkennen: Das Gebälk des Kirchenportals ragt weit vor. Aus diesem Grunde wird es durch Konsolen abgestützt. Die Profilgestaltung ist aber bis zum Ansatz des Zahnfrieses genau dieselbe wie die des flachen Hotelfensters in Bad Teinach.

Man kann also abschließend sagen, daß die Typik der architektonischen Detailgestaltung von Portal und Fenster in Oberdischingen und Bad Teinach identisch ist. Ihre Ausführungen differieren nur sehr leicht – nicht zuletzt wegen der unterschiedlichen Bestimmung beider Gebäude. Wichtig für die Annahme der Autorschaft THOURETs ist natürlich seine aus dem Rom-Aufenthalt resultierende intime Kenntnis der antiken Architektur. Das nachweislich von ihm erbaute Festinhaus im Monrepos-Bezirk belegt die Umsetzung seiner architektonischen Studien. Die Konzeption der Pläne zur Rotunde des Festinhauses fällt in die Zeit, in der sich der Malefizschenk – ebenfalls «Rom-begeistert» – mit neuen Plänen zum Bau der Pfarrkirche befaßt hat. Der Entschluß, einen Zentralbau errichten zu lassen, rührte sicherlich nicht nur vom Erlebnis der antiken – römi-

schen – Architektur her. Die Klosterkirche von St. Blasien und die Konviktskirche des nahen Ehingen, ein kuppelüberwölbter Hallenbau, der einem Zentralraum sehr nahe kommt, dürften ihn in seinem Vorhaben bestärkt haben. So ist es naheliegend, daß er sich an denjenigen Stuttgarter Baumeister gewendet hat, der – ebenfalls begeistert für die antike Architektur – zu dieser Zeit schon Zentralbaupläne entwickelt hatte: NICOLAS THOURET. In ihm darf man sehr wahrscheinlich den Baumeister der Pfarrkirche von Oberdischingen sehen.

Literatur

GÜNTHER BANDMANN: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger. Berlin 1951. – HANS EUGEN: Monrepos, Stuttgart 1933. – ALFONS KASPER: Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, Schussenried 1965, Bd. IV. – STEFAN OTT: Oberdischingen, Weißenhorn 1977. – L. SCHMIEDER: St. Blasien, Augsburg 1929. – Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, hrsg. v. E. v. PAULUS und E. GRADMANN, Esslingen 1914. – Beschreibung des Oberamtes Ehingen, hrsg. v. d. k. statistischen Landesamt Stuttgart 1893. – Reclams Kunstführer Deutschland, Stuttgart 1971, Bd. II (Baden, Württemberg, Pfalz, Saarland). – J. D. G. MEMMINGER: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen, 1817.

Die Wiederherstellung der Schloßkirche Friedrichshafen

Gustav Adolf Rieth

Europäisches Jahr des Denkmalschutzes, neue gesetzliche Grundlagen für die Denkmalpflege und eine neue Organisation der Ämter, die mit Hilfe dieses Gesetzes den Schutz der überlieferten Kulturdenkmale gewährleisten und durchführen sollen – all diese Einschnitte und Veränderungen lassen die Zeit davor schon fast wie ferne Vergangenheit erscheinen. Eine Vergangenheit, die man dem Vergessen meint überlassen zu können, von der man sich absetzt und abhebt, weil man es doch – bei allen noch bestehenden Zwängen und Problemen – so trefflich weit gebracht hat? Oder eine Vergangenheit, an die man sich erinnern sollte, um sich zu vergewissern, was auch unter schwierigsten Bedingungen möglich ist? Vielleicht doch eher dies! Und deshalb geben wir hier den «Erinnerungen eines Denkmalpflegers» Raum, die ein Stück Zeitgeschichte festhalten und an die Bedingungen erinnern, die bei der Wiederherstellung kriegszerstörter Denkmale gegeben waren. (Der Ausblick von Friedrichshafen nach Freudenstadt, den der Autor am Schluß seiner Erinnerungen gibt, mag auch andere gedankliche Fortsetzungen und Ausblicke anregen: nach Stuttgart zum Beispiel oder nach Heilbronn. (sh))

Der schwere Luftangriff in der Nacht zum 28. April 1944, der auf die kriegswichtige Industrie Fried-

richshafens abzielte, hatte den alten Stadtkern und mit ihm die gotische Nikolauskirche völlig zerschlagen. Die am Westrand der Stadt liegende Schloßkirche, ein Werk der frühbarocken «Vorarlberger Schule», wurde von Brandbomben getroffen, die den Dachstuhl des Schiffs und die Kuppel des Südturms in Flammen aufgehen ließen. Das Gewölbe der Kirche hielt stand, so daß man die Wiederherstellung des Dachstuhls hätte sofort in Angriff nehmen können, zumal Herzog PHILIPP ALBRECHT VON WÜRTTEMBERG das Holz dafür sofort gestiftet hatte. Die örtliche Kreisleitung verbot jedoch den Bau eines Notdachs mit der Begründung, daß die Erstellung von Notwohnungen wichtiger sei.

So passierte an der Kirche zunächst nichts: die Regen- und Schneewässer des Winters 1944/45 ergossen sich über das ungeschützte Gewölbe. Im Jahre 1945 geschah erst recht nichts, zumal die Not des Zusammenbruchs nun alle Hände beim Beginn des Wiederaufbaus in der Stadt in Anspruch nahm. Inzwischen hatte sich der ganze Gewölbestock des Wessobrunner Meisters JOHANN SCHMUZER und seiner Söhne (1697–1701) zersetzt und abgelöst. Als



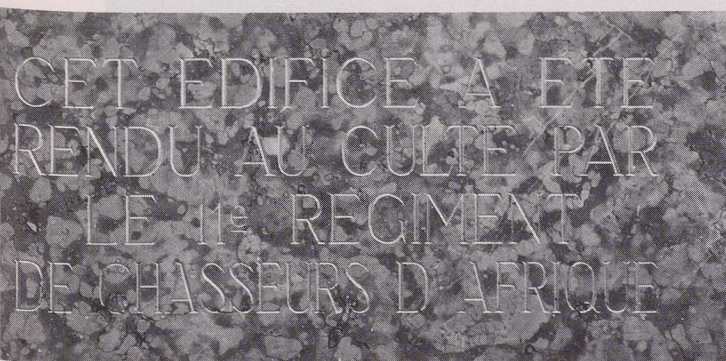


wüste, graue Mulmschicht bedeckte er 30 cm stark den Boden der Kirche. Nur in den seitlichen Galerien war der Stuck erhalten geblieben.

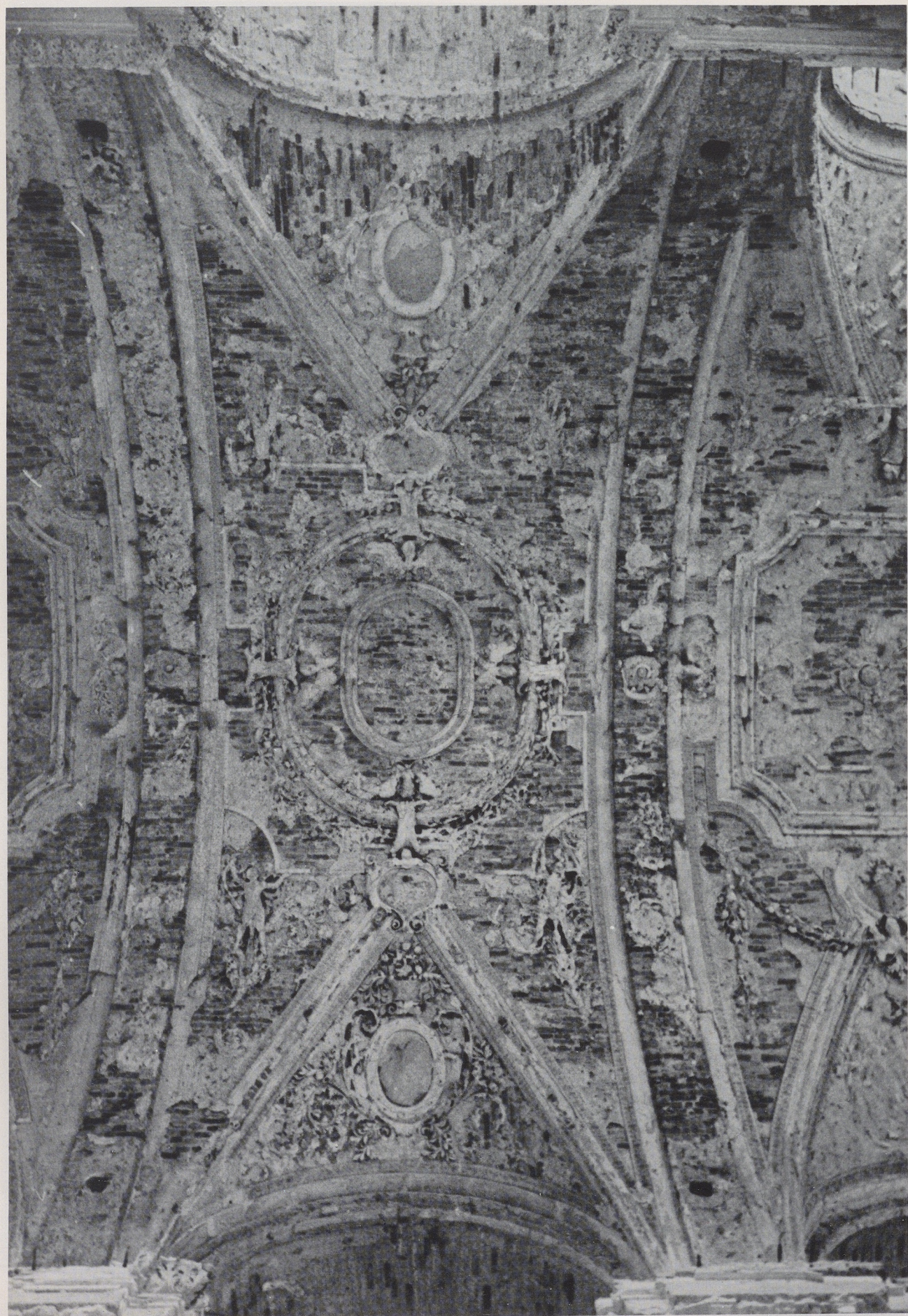
Das war der verheerende Eindruck, den der Besucher im Frühjahr 1946 erhielt, und so erlebten mein Kollege HECK und ich die Kirche, als wir sie um jene Zeit zusammen mit Capitaine VANUXEM, dem Vertreter der Section des Beaux Arts bei der Militärregierung, einem vorzüglichen Barockkenner, in Augenschein nahmen. Dabei ging mir auf, daß der Anblick einer halbzerstörten Barockkirche weit trostloser ist als der eines angeschlagenen gotischen

Baus, der wenigstens eine malerische Werksteinkulisse abgeben kann. In einem Barockbauwerk bricht dagegen überall der Stuck los, aus halbzerstörten Pilastern und Kapitälern hängen Hölzer und Drahtreste heraus, die beim Stuckieren den Halt gaben, Innereien, welche die makabre Wirkung des Zerfalls noch steigern.

In der Schloßkirche war auch der Stuck der Altäre beschädigt und wie die Altarblätter von der Hitze gebräunt und gesprungen. Das Hochaltarbild wies zudem über die ganze Länge einen klaffenden Riß auf.



Zu den Abbildungen: Links außen zeigt die historische Aufnahme von Lotte Simon-Eckener den Innenraum der Schloßkirche Friedrichshafen vor der Zerstörung. – Oben: Schloß und Schloßkirche (einst Klosterkirche) 1944 nach der Zerstörung (Foto: Georg Franke). – Links nebenstehend: Die Marmortafel des 11. Regiments der Afrikanischen Jäger (Foto: G. A. Rieth). – Auf den folgenden Seiten wird der Zustand von 1944 (der Deckenstuck ist vollständig zerstört – Foto: Georg Franke) dem nach der Erneuerung gegenübergestellt (1950, Foto: H. Hell).







Ein halbzerstörter Putto im Gewölbe.
(Foto: J. Hättig, 1947)

Angesichts dieser Zerstörung verstummten wir und fragten uns unwillkürlich, ob dies alles je wiederhergestellt werden könne. Der uns begleitende Friedrichshafener Architekt FROHN gab einige Erklärungen und blickte sorgenvoll zum Gewölbe hinauf, das jeden Tag einstürzen konnte. Eine bis auf ihr Backsteinmauerwerk entblößte Barockkirche starrte uns an.

Um so grotesker wirkte eine nahe dem Eingang an einem Pfeiler angebrachte rosa schimmernde Marmortafel mit Goldinschrift, die wir beim Nähertreten kopfschüttelnd lasen: CET EDIFICE A ETE RENDU AU CULTE PAR LE ONZIEME REGIMENT DE CHASSEURS D' AFRIQUE. Unser französischer Begleiter wurde verlegen und fragte den Architekten, was es mit dieser Tafel für eine Bewandnis habe. Wir erfuhren, daß ein französischer Major die Tafel durch einen Kriegsgefangenen hatte aushauen lassen und daß er damit habe ausdrücken wollen, daß er bzw. sein Regiment die Schloßkirche dem Gottesdienst habe wiedergeben wollen, dem sie im übrigen nie entfremdet gewesen war. Zuerst habe der Text der Inschrift sogar AU CULTE CATHOLIQUE gelautet. Dagegen habe der evangelische Stadtpfarrer sofort bei dem zuständigen Aumonier (Feldgeistlichen) Einspruch erhoben. Kurz

darauf seien die afrikanischen Jäger versetzt worden. Vorher aber hätten sie noch ein großes weißes Tuch, mit dem sie das ihnen nicht gefallende Hochaltarbild verhängt hatten, abgenommen und seien dabei samt der Leiter in das Bild gestürzt. Der Vertreter der Section des Beaux Arts schwieg betreten zu diesen Mitteilungen. Dann ordnete er an, daß die Marmortafel sofort abgenommen werden müsse. Im Weggehen bat ich den damit beauftragten Architekten, dafür Sorge zu tragen, daß die Tafel erhalten bleibe. So kam das seltene Stück in den Keller des evangelischen Pfarrhauses, wo ich es im vergangenen Jahr wiedergefunden habe.

Auf der Heimfahrt nach Tübingen waren wir uns alle einig, daß die Kirche so schnell wie möglich ein Notdach erhalten sollte. Einen weiteren Winter ohne Schutz würde das Gewölbe sicher nicht überstehen. Die Arbeiten liefen langsam an. Erst Monate später, im Herbst 1946, kam als erste Hilfe von französischer Seite ein Debloquageschein über 500 kg Nägel. Nun aber war das Holz nicht mehr da, und so blieb die Kirche einen dritten Winter ohne Dach. Im Frühjahr 1947 wurde endlich die Dachkonstruktion aufgebracht, und wenig später traf die Nachricht ein, daß die evangelischen Gemeinden Graubündens sechs Eisenbahnwaggons mit Schieferplatten für das Dach gestiftet hätten. Da aber die Platten mit Hilfe eines Passierscheins der französischen Schiffahrtsgesellschaft erst Anfang August zu Schiff in Friedrichshafen eintrafen, bedurfte es aller Anstrengung, den Dachbelag wenigstens vor dem Winter 1947/48 aufzubringen. Die Feuchtigkeit eines vierten Winters hätte die Tonne sicher nicht überstanden. Nun endlich konnte man, Zug um Zug, an die Instandsetzung des Innenraums und an die Verglasung der Fenster gehen. Das schwierigste Problem war die Neuschaffung des reichen Deckenstucks. Die Aufgabe schien so schwierig, daß man einen Augenblick sogar erwog, die Stuckzier auf das Gewölbe zu malen. Aber letzten Endes hätte eine solche Lösung nicht befriedigt, und so atmeten wir alle auf, als zu Ende des Jahres 1948 das Finanzministerium, vertreten durch Ministerialrat SCHLOSSER, entschied, die Mittel bereitzustellen, die für eine Neustuckierung erforderlich waren. Damals war uns das hier veröffentlichte Bild der bekannten Photographin LOTTE ECKENER nicht bekannt. So mußten wir uns mit einer Wiederherstellung des Stucks in großen Zügen begnügen, um den großartigen Raumeindruck wiederherzustellen.

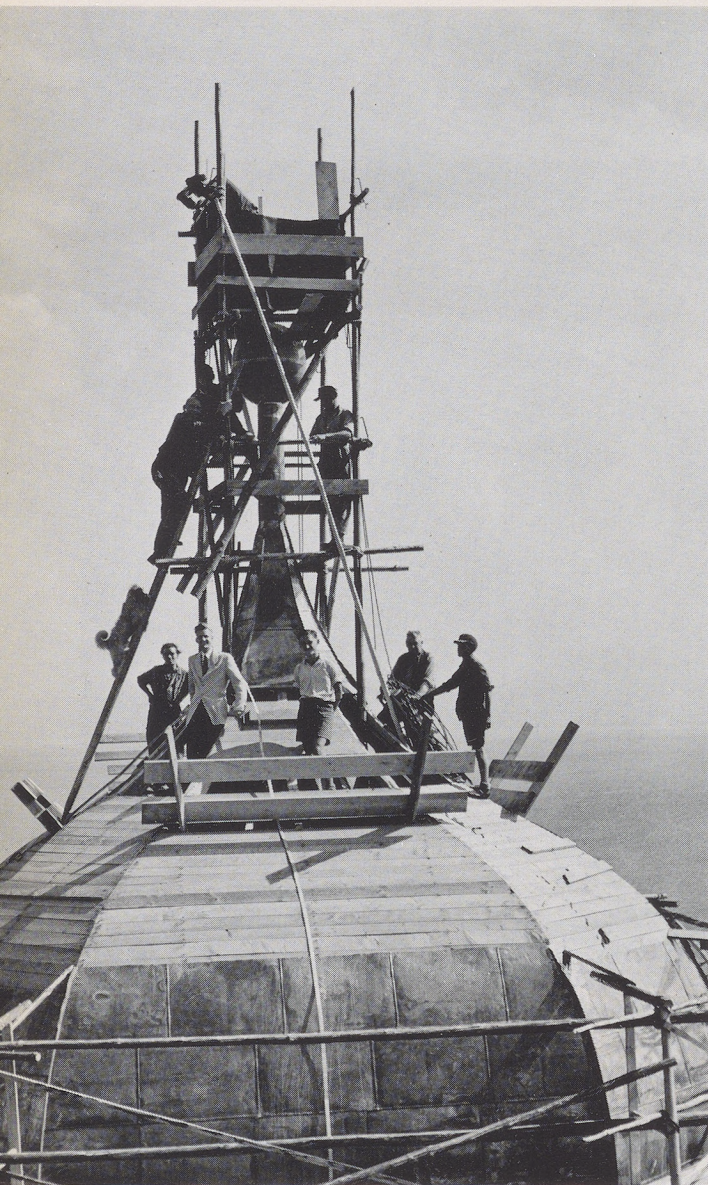
Wer aber konnte eine so schwierige Aufgabe übernehmen? In Württemberg gab es keinen Stukkateur, der sie bewältigen konnte. Wir wandten uns daher an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege



Wiederhergestellter Deckenstuck, 1950. Die von den Putten gehaltene Kartusche trägt heute eine Inschrift.
(Foto: J. Hättig)

(PROFESSOR DR. LILL), das uns den Kontakt zu der Stukkateurfamilie SCHNITZER in Buching bei Füßen vermittelte. Die SCHNITZER erhielten den Auftrag, nachdem sie zuvor an Ort und Stelle eine Stuckprobe angefertigt hatten. Wie einst die Wessobrunner SCHMUZER, so formten jetzt die Buchinger SCHNITZER eine Fülle von Stuckelementen in der Werkstatt: Blumenkränze, Fruchtkörbe, Blattranken, Girlanden, Puttenköpfchen, Muscheln und Stäbe. Alles übrige mußte aus freier Hand stuckiert werden; dabei bestimmte der mit Salz versetzte und deshalb schneller abbindende Gips das Tempo. Die Arbeit ging mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich, wobei den Stukkateuren ihre Erfahrung zu Hilfe kam. Das große Werk war im November 1950 vollendet. Wer die frühere reiche Stuckzier im Gedächtnis hatte, erkannte, daß die neuen Formen «sparsamer» gesetzt waren. Zu diesen Leistungen der Stukkateure schrieb die «Schwäbische Zeitung» am 20. 7. 1950: *Nicht als ob die Erfüllung der künstlerischen Aufgabe, den Raum im alten Stil wiedererstehen zu lassen, vernachlässigt worden wäre. Aber das Auge findet*

heute in der Anmut und Harmonie leichter die Ruhe, deren es zum Genuß bedarf. Ungebrochen atmet das weite Gotteshaus wieder echten barocken Geist. Den krönenden Abschluß an der Decke bildete die Arbeit des Malers, der den Flächen und Ornamenten *ein schneeweißes Weiß* verlieh. – Die Wiederherstellung der Altäre hatte der Ulmer Restaurator HAMMER übernommen, der auch das Hochaltarblatt mit gewohntem technischem Können wieder in Ordnung brachte. Im Jahre 1949 wurde auch mit dem Aufbau der zerstörten Kuppel des Südturms begonnen (Bauleitung: DR.-ING. RITTER). Die Holzkonstruktion wurde von den Zimmerleuten URBAN und HILDEBRAND aufgebracht und von Flaschnermeister GEIGER mit Kupfer bekleidet. Er schuf auch den Knauf, wobei der treue Schnauzer des Meisters ihm auf allen Leitern bis zum höchsten Punkt treulich folgte, für einen Hund eine erstaunliche Selbstüberwindung! Im Frühsommer des Jahres 1951 strahlte die Schlosskirche innen und außen im alten barocken Glanz und am 1. Juli erfolgte die feierliche Einweihung. Die Instandsetzung hatte sich über vier Jahre hinge-



Die Kuppel des Südturms wird wiederhergestellt. Der Hund des Flaschners folgt seinem Herrn in schwindelnde Höhe. (Foto: J. Hättig)

zogen. Die Kirchenleitung drängte nicht zu sehr, und das war mit der Grund, daß das Endergebnis so überzeugend ausfiel. Was die Gestaltung des Dekkenstücks betraf, so hätte diese sogar noch originaler ausfallen können, wenn uns damals die vor dem

Krieg aufgenommenen Photos von LOTTE SIMON-ECKENER bekannt gewesen wären. Zeitlich parallel zu den Arbeiten in der Schloßkirche Friedrichshafen lief der Wiederaufbau der Stadtkirche in Freudenstadt, eines Renaissancebaus, der sich ebenfalls im Besitz des Staates befindet. Hier standen nur noch die Umfassungsmauern, und überdies war die aus einem hölzernen Netzgewölbe bestehende Decke zerstört worden – und mit ihr, der Empore und der Kanzel der gesamte figürliche Schmuck. Von den 26 lebhaft bemalten Emporenreliefs mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte gab es keine Detailphotos. Auf ihre Wiederherstellung mußte daher verzichtet werden. Die 27 Schlußsteine der Decke hatten fürstliche und Städtewappen zum Thema, von denen es gute Schwarzweiß-Abbildungen gab, nach denen der Bildhauer PFEIFER aus Bernstein gut hätte arbeiten können. Leider wurde hier dem Wunsch der Kirche entsprochen, an ihrer Stelle stukkierete «Schlußsteine» mit Darstellungen religiöser Symbole treten zu lassen. Mit einer Wiederholung der Wappen wären wir dem Geist des Architekten SCHICKHARD und seiner Zeit wesentlich nähergekommen. So mußte man sich in Freudenstadt damit begnügen, wenigstens mit der Einziehung eines Netzrippengewölbes, auf das man zunächst ebenfalls verzichten wollte, die alte Raumform neu zu schaffen. Wesentlich für die alten Freudenstädter war es, daß der romanische Taufstein und das berühmte Leseputl an Ort und Stelle blieben und nicht, wie die Vertreter der Section des Beaux Arts wollten, nach Alpirsbach überführt wurden, wo diese Stücke allerdings in der romanischen Architektur der Klosterkirche viel stärker zur Wirkung gekommen wären.

Schloßkirche Friedrichshafen und Stadtkirche Freudenstadt: zwei im Besitz des Staates stehende kriegszerstörte Gotteshäuser, deren Wiederaufbau, trotz mancher Konzession, alle beteiligten Stellen – Oberfinanzdirektion und staatliche Hochbauämter, Denkmalpflege und nicht zuletzt auch die Fachleute der evangelischen Landeskirche – mit Genugtuung erfüllen darf.

Auf allen Gebieten der Kulturgeschichte müssen die Forscher unverhältnismäßig viel Zeit darauf verwenden, wenn sie Kunstwerke aller Art – Gemälde, Skulpturen oder Werke der Druckgraphik – einem Künstler zuordnen wollen. Die Signierung eines Werkes, die Nennung des Meisters war – mindestens in älterer Zeit – nicht allgemein üblich. Man schuf «zur höheren Ehre Gottes», man hüllte sich in magische Anonymität oder unterließ aus irgendwelchen anderen Gründen die Signierung – nicht ahnend, welche Arbeit dadurch den nachfolgenden Geschlechtern aufgegeben würde! Umgekehrt haben dann Akrostichon und Anagramm – Worträtsel der Barockzeit – ein Versteckspiel arrangiert, welches eigentlich nur dazu diente, den Namen eines Meisters aus seiner gekünstelten Geziertheit wieder hervorzuholen, um ihn dadurch unverwechselbar dem Publikum vorzustellen, ja unvergeßlich einzuprägen. Im Wechsel der Epochen ha-

ben das eine Mal die Anonymen, das andere Mal die Ehrgeizigen überwogen; nicht zuletzt haben die verschiedenartigen Charaktere verschiedene Auffassungen von Namensnennung oder Anonymität gehabt. Wenn so Künstler immer wieder versucht haben, neben ihrem Werk über eine begrenzte Zeit hinaus selbst berühmt zu bleiben, so gilt dies auch für die Zunft der Kartographen und für ihre Erzeugnisse, die Landkarten.

Im Laufe der Zeit wurde es üblich, alle wichtigen Angaben über eine Karte in der Kartusche unterzubringen. Dort fanden sich Titel und Inhaltsangabe, Erscheinungsjahr und Privileg, auch die Namen von Kartograph und Verleger. Ausgeschmückt mit farbenprächtigen Randleisten und allegorischen Figuren diente solch eine Kartusche recht eigentlich dazu, Ruhm und Ehre der Hersteller über alle Zeiten hin zu erhalten.

Hier nun soll von zwei Fällen berichtet werden, wie





man sich «ins Bild gebracht», indem man mehr oder weniger auffallende Anmerkungen angebracht hat, bzw. anbringen ließ, um sich – wenngleich auf Umwegen – doch ein Denkmal für die Nachfahren zu errichten.

Zusammen mit den ersten Entdeckungsreisen hatte die Erfindung der Druckkunst das Interesse an der «Geographia» des PTOLEMAÜS wieder aufleben lassen. Schon 1466 hatte der Benediktinermönch DOMINUS NICOLAUS GERMANUS, kurz DONIS genannt, für den Herzog von Ferrara das Werk des PTOLEMAÜS neu herausgegeben. Er verkleinerte das Format der beigegebenen Landkarten und gab ihnen die auch für spätere Ausgaben so charakteristische Trapezform. Schon DONIS sichert in einer Widmung an Papst PAUL II seinen Nachruhm, indem er betont, er habe sich (durch Bearbeitung und Herausgabe der «Geographia») selbst ein Monument damit errichtet, daß er den Lesern ein unmittelbar faßliches Bild der Welt vermittelte. Als Herausgeber des 1482 in Ulm durch LIENHART HOLL gedruckten «Ptolemäus»

hat er einem Nachfolger durch Ergänzung der Landkarten und Textbearbeitung den Weg zu einer weiteren Auflage – der des Jahres 1486 – geebnet: HOLLS Lettern und die Holzschnitt-Tafeln der ptolemäischen Karten gingen in den Besitz des in Ulm ansässigen Venetianers JUSTUS DE ALBANO über. Dieser beauftragte den Ulmer Frühdrucker JOHANNES REGER mit einer Neuauflage. Durch sie blieben uns die ersten Holzschnittkarten erhalten, die überhaupt nördlich der Alpen gedruckt worden sind, durch sie erfahren wir auch erstmals den Namen eines Holzschneiders, nämlich «JOHANN SCHNITZER von Armssheim». JOHANNES REGER hat nun auch der «Geographia» ein Register beigelegt, welches das Aufschlagen der Kapitel, das Finden der zugehörigen Karten und überhaupt die Benützung des «Ptolemäus» wesentlich erleichterte. REGER vergaß nun aber nicht, sich selbst in bescheidener Weise ein Denkmal zu setzen. DR. AMELUNG (Landesbibliothek Stuttgart) verfaßte hierzu anlässlich der an verschiedenen Orten gezeigten Ausstellung «Der Frühdruck im deutschen Südwesten» einen Kommentar, danach teilte REGER den Text in Kapitel ein, welche im Register abgekürzt bezeichnet werden, zugleich wird dort auch auf beigegebene Karten hingewiesen. PTOLEMAÜS hatte von seinen Vorgängern, hauptsächlich von MARINOS VON TYROS, ca. 8000 Ortsnamen in seine Landkarten übernommen – einen davon identifiziert REGER mit seinem Heimatort Kemnat/Oberfranken.

Er schreibt: *Chemmat siwe chetaori li(ber) 2 / c(aput) 10 ta(bula) 4 e / hic iohannes reger duxit origine Et anno etatis sue 32 composuit registru in vlma anno domini 1486*, REGER hat sich mit dieser netten Bemerkung nicht nur im Gedächtnis seiner Leser erhalten, er hat auch den Forschern einen guten Dienst erwiesen, indem er ihnen Hinweise auf sein Alter und auf die Entstehungszeit seines Druckes gab.

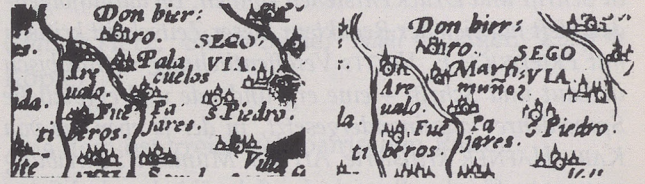
Man kann sich freilich auch auf andere Weise durch Mitarbeit an einem Landkartenwerk in Erinnerung halten, wie dies 1964 von PROF. DR. C. KOEMAN (Utrecht), dem Biographen des ABRAHAM ORTELIUS dargestellt wurde:

Der «Fürst der Kartographen» ABRAHAM ORTELIUS hatte im Jahre 1570 seinen berühmten Atlas «Theatrum Orbis Terrarum», d. i. «Theater der Welt», mit 70 Karten herausgebracht. Unmittelbar nach dessen Erscheinen erhielt ORTELIUS aus allen Richtungen Anerkennungsschreiben; es fehlte aber auch nicht an Kritik: Das König PHILIPP II übersandte Exemplar wurde von Kardinal ESPINOSA durchgesehen. Der zeigte die primitivste Art von Interesse gegenüber einer Landkarte, indem er feststellte, daß sein Ge-



burtsort auf der Karte von Spanien nicht genannt sei; ORTELIUS erhielt daraufhin über einen Mittelsmann den Bescheid: Der Kardinal schreibt mir aus Spanien, daß er bedaure, seine Geburtsstadt Martimunoz nicht auf der Spanienkarte Ihres «Theatrum» zu finden. Er bittet mich, ihm eine farbige Kopie zu übersenden, auf der obengenannter Name eingetragen ist. Wenn möglich, soll der Ortsname Palacuelos entfernt und an seine Stelle Martimunoz eingetragen werden. Ist dies geschehen, so laßt etliche Kopien der Karte von Spanien nach dem Wunsch des Kardinals drucken. Und wenn eine Flotte nach Spanien mit dem ersten günstigen Wind abgeht, so übersendet durch sie zwei kolorierte Exemplare mit den berichtigten Namen, ledergebunden und vergoldet. Aries Montanus wird die Unkosten bezahlen. ORTELIUS war sehr verärgert, dem Kardinal Anlaß für diese Kritik

gegeben zu haben (außerdem mußte er ja um den Absatz seiner Spanienkarte besorgt sein!). Schnell ging er zu AEGIDIUS COPPEN DIESTH, um umgehend die Korrektur machen zu lassen. Dieser Vorgang kann durch den Vergleich zweier Details aus der Spanienkarte (siehe Abb.) bewiesen werden: Legt man den Ausschnitt aus der Karte von 1570 neben



den aus der Karte von 1573, so sieht man, daß der Ortsname Martimunoz flüchtig und in anderer Schriftart eingefügt worden ist. Alles in allem ein typisches Beispiel delikater Beziehungen, wie sie in PHILIPP II mächtigem Reich vorkamen. Die korrigierte Luxusausgabe für den Kardinal erreichte Spanien im Jahre 1574, begleitet von einem Brief des ORTELIUS. GABRIEL DE CAYAS antwortete ihm am 10. September 1574 aus Madrid: Ich danke Euch sehr für Euren angenehmen Brief vom 20. April mit den Proben Eurer Höflichkeit und Freundlichkeit. Glaubet mir, daß ich Euch immer zugewandt und interessiert für Euch sein werde. Euer Excellenz wird das gewiß honorieren, wie auch der König Euch immer sehr schätzt. Nachdem ich dies geschrieben hatte, traf die kolorierte Kopie Eures «Theatrum» ein, welches ich, da es von Euch kommt, sehr schätze.

Mancher besitzt alte Landkarten und hat seine Freude an prachtvollen Kartuschen; da und dort lassen sich «hinter der Kartusche» recht interessante Funde machen.

Zu den Abbildungen: Die Weltkarte des PTOLEMAÜS entstammt der Auflage, die 1486 von dem Ulmer Drucker JOHANNES RAGER herausgebracht worden ist. – Das Porträt des ABRAHAM ORTELIUS und das Titelblatt seines «Theatrum Orbis Terrarum» finden sich bei HARMS: «Künstler des Kartenbildes». – Die Gegenüberstellung der beiden Kartenausschnitte wurde entnommen aus C. KEOMANN: «Abraham Ortelius and his Theatrum Orbis Terrarum» (1964).

In der Schwäbischen Heimat (Heft 1/1978) hat KARL HAFNER unter dem Titel «Augart» vor den leserabweisenden Verwirrungen gewarnt, die durch das Bemühen um eine allzu lautgetreue Wiedergabe schwäbischer Mundart in Schrift und Druck entstehen können. Im darauffolgenden Heft hat sich der Redakteur dieser Zeitschrift kritisch mit FRIEDRICH E. VOGTS Veröffentlichung «Schwäbisch in Laut und Schrift – eine ergründende und ergötzliche Sprachlehre» auseinandergesetzt, in der ja eben die von KARL HAFNER kritisierte Art der Mundart-Schreibung sozusagen für den Bereich des Schwäbischen kodifiziert worden ist. Mehr oder weniger antwortend, mehr oder weniger ergänzend gesellen sich dazu nun die hier folgenden Überlegungen. (sh)

Sprache war und ist zunächst einmal etwas fürs Hören. Bestimmtes. Jahrtausendlang verständigten sich die Menschen nur durch – von Gesten begleitetes – Sprechen. Heute noch leben auf der Welt viele, die nur dieses Sprechen praktizieren, also ohne das Schreiben auskommen. Dieses entwickelte sich erst auf einer höheren Kulturstufe: es hielt das Sprechen in Sinnzeichen fest. So konnte man dann – etwas paradox – von «Schriftsprache» reden.

Sprache ist etwas, das im Laufe der Zeit und im Wechsel des Standorts sich unaufhaltsam veränderte. Soweit sie einmal durch Schreiben festgehalten wurde, hinkte diese bald und zunehmend hinter den zuvor gegebenen Lautverhältnissen drein. Die jeweils für das Sprechen gültige Normierung sollten wir als «Hochsprache» bezeichnen. Die neben dieser bestehenden, sehr variierten «Mundarten» sind von ihr fast noch mehr entfernt als von der im Schreiben fixierten «Schriftsprache».

Mundarten werden wie die Hochsprache heute in wissenschaftlicher Weise durch entsprechende Lautzeichen (fast durchweg denen der «Association Phonétique») wiedergegeben. Diese ablesen zu können, ist dem üblichen Leser nicht zuzumuten. Wohl aber ist es heute möglich und zumutbar, mit den auf jeder Schreibmaschine vorhandenen Buchstaben und Zeichen auch mundartlich Schattiertes festzuhalten und mitteilbar zu machen. Soweit es sich dabei um Schwäbisches handelt, gilt für diese «neue», im hier Angezogenen bevorzugt zur Sprache kommende Niederschreibweise folgendes:

Die Buchstaben (von den Selbstlauten alle; von den Mitlauten das c nur in der Kombination ch, und q überhaupt nicht!) wollen in der Lautung abgelesen sein, die sie verkörpern.

Bei den Mitlauten sind also b, d, g weich, p, t, k hart, s und v nur stimmlos.

Und bei den Selbstlauten gilt: *här* (= her) ist offen zu sprechen gegenüber geschlossenem *Heer* (= Heer), *ei* ist höher hinaufgezogen (*freia* = freien) als *ai* (*fraia* = freuen), *au* ist höher hinaufgezogen (*glau-ba* = klaben) als *ao* (*glau-ba* = glauben).

Von den Ergänzungszeichen werden gebraucht: der Gravis-Accent (˘), doch nur über dem o, wenn dieses offen zu sprechen ist: *hòd* (= hat) gegenüber *hod* (= hott) *Nòd* (= Naht) gegenüber *Nood* (= Not), das Auslassungszeichen ('), um anzudeuten, daß der ihm voraufgehende Selbstlaut oder Selbstzwielaut genäselzt zu sprechen ist:

Ga's (= Gans) gegenüber *Gas* (= Gas), *he'* (= hin, kaputt) gegenüber *he* (= Ausruf: he!), *noo'* (= nur) gegenüber *noh* (= noch) und *no* (= Ausruf: no!), *lao'* (= lassen) gegenüber *lau* (= lau).

Wie andere Dialekte allüberall, so ist auch der schwäbische bei uns in den letzten Jahren wieder zu einem bevorzugten Gegenstand literarischen Interesses geworden. Man fühlt sich in die Anfangsdezennien unseres Jahrhunderts zurückversetzt, in denen sich nebeneinander dem verschieden gefärbten mundartlichen Schaffen der Schwaben OTTO KELLER, MATTHIAS KOCH, AUGUST LÄMMLE, MARTIN LANG, AUGUST REIFF, GUSTAV SCHWEGELBAUER und anderen die Zeitschriftenspalten, die Vortragssäle, die Bühne, der Büchermarkt öffneten. Ohne auf die Gründe für diese derzeitige Renaissance einzugehen, sei hier lediglich einmal das dabei offenbar gewordene Sonderproblem aufgegriffen, das sich inzwischen überschauen und somit diskutieren läßt. Es handelt sich um die Tatsache, daß in den zurückliegenden Zeiten jeder der Mundartpoeten sein eigenes System ausdachte, wenn es darum ging, die Besonderheiten der von ihm wiedergegebenen Laute und Lautverbindungen niederzuschreiben. Diese vermochte normalerweise nur ein Leser nachzuvollziehen, der der gleichen Sprachlandschaft entstammte. In Kopf und Mund jedes anderen Lesers mußte, wenn er sich strikt an das Niedergeschriebene hielt, vielfache Verfälschung oder mindestens Verwirrung entstehen: ihm entrang sich beim Ablesen bestenfalls das Schwäbisch, das er selber mit der Muttermilch eingesogen hatte; oder aber ein Allerweltsschwäbisch, das kaum mehr lokalisierbar war.

Die offensichtliche Zwickmühle, in die dabei auch namhafte Dialektdichter gerieten, haben einige von

ihnen (aus der Südwestecke unseres Sprachraums) freimütig bekannt. So aus der alemannischen: KURT MARTI¹: *Die Orthographie ist für mich ein Riesenproblem. Es gibt ja auch keine Regeln. Man ist also relativ frei. Wenigstens mir ist keine vernünftige Dialekt-Orthographie bekannt.* – Aus der fränkischen: WOLFGANG DEICHSEL: *Die Notation ist . . . sehr schwer . . . Die versagt schon beispielsweise bei den Nasenlauten.* – Aus der schwäbischen: SEBASTIAN BLAU: *Das Schriftbild ist die Crux jedes Dialektschriftstellers. Man kann ja Dialekt nicht schreiben, man muß sich mit andeutenden Zeichen behelfen.*

Trotz solchen und vielen ähnlichen Äußerungen tritt KARL HAFNER auch heute noch als Befürworter des herkömmlichen Verfahrens auf. Dazu dürfen wir vorbringen: Natürlich wird man an der Orthographie, die von den bisherigen schwäbischen Dialektschriftstellern (einschließlich des Verfassers dieser Zeilen) nach eigenem Ermessen gepflogen wurde, nicht unnötigerweise herumkritteln, nichts nachträglich umändern sollen. Da handelt es sich um etwas Gewachsenes, dessen Entwicklung erst allmählich in eine Sackgasse münden mußte. Aber diese Sackgasse wurde in der Zwischenzeit geöffnet, indem sich von der anderen Seite her im gesamten deutschen Sprachbereich und – anfangs nur zaghaft, doch allmählich auch im schwäbischen sich durchsetzend – die neue Orthographie Zugang verschaffte. Diese strebt nicht nur größere sprachliche Echtheit an, sondern auch Lesbarkeit in überregionalen Bereichen. Diese Tatsache sollte man nicht nur abtun: sie möchte angenommen und durchgedacht werden. Und eben das ist das Anliegen des vorstehenden Aufsatzes, dem eine umfassende Untersuchung in dem Buch «Schwäbisch in Laut und Schrift» vorausging.

Der zugrundeliegende Sachverhalt ist der: die in unserem Sprachgebiet beheimateten jüngeren Mundartschriftsteller (wie GEORG HOLZWARTH, WILHELM KÖNIG, PETER SCHLACK, MICHAEL SPOHN und andere) schlossen sich – allerdings noch immer nicht mit der letztlich wünschenswerten Konsequenz und Übereinstimmung – den Kollegen anderer deutschsprachiger Gaue an, die sich zuvor schon zu der «neuen» schriftlichen Fixierung des von ihnen in Mundart Geschriebenen bekannt hatten.

Von den schon länger mit der «neuen» Orthographie umgehenden außerschwäbischen Mundartschriftstellern seien ein paar renommierte angezogen. Die Entzifferung des von ihnen Ausgesagten sollte – auch soweit es, sehr progressiv, bloß klein und satzzeichenlos dasteht – jedem Sprachliebhaber gelingen und Spaß machen. Auch wenn in ihm zunächst Widerspruch aufkeimen mag.

Aus dem landkölnisch-fränkischen Raum:

LUDWIG SOUMAGNE²

e Hätz
un en Siel
net ze verwechsele
möt Sargnääl
möt Köpp

(Hätz = Herz, Siel = Seele, Nääl = Nägel, Köpp = Köpfe)

Aus dem österreichisch-bairischen Raum:

ALBERT JANETSCHKE³

fuanem waasd
fuanem is dös
waun da hea dokkda
zua heislfrau
küssdhaund soggd

(fuanem = vornehm, waasd = weißt du?)

Aus dem schweizer-alemannischen Raum:

KURT MARTI⁴

vilicht
wenn ig einisch
nüt me tät denke
dänkt i de meh

vilicht
wenn ig einisch
nüt me müesst mache
miecht i de mängs

(einisch = einmal, mängs = manches)

Aus dem elsässer-alemannischen Raum:

ANDRÉ WECKMANN⁵

. . . emol woddi wedder
d füscht ufmache un
d hand gan
un emol woddi wedder
d äuje züemache un
drääme

(woddi = wollte ich,
d äuje = die Augen)

Als Unikum sei dazwischengeworfen, daß man mit unserem modernen Verfahren ohne weiteres – und

gar nicht so sehr von der Wirklichkeit der Lautung abweichend – Fremdsprachen wiedergeben kann. Französisch: *Allo's a'fa' dō la patrije, lö schuur de gloar ä t ariweel!* (= *Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!*). Englisch: *Mai hōum is mai kaasl!* (= *My home is my castle!*). Italienisch: *wenti tschinkwe anni passati* (= *venti cinque anni passati*). Wem das als bloße Spielerei erscheint, den möchten wir darauf verweisen, daß mindestens der «kleine Mann» im Alltag bei dem Versuch, ihm fremde Idiome wie den eigenen Dialekt festzuhalten, instinktiv zu einem Verfahren greift, das dem hier demonstrierten oft mehr als nahe kommt. Wir möchten da aus unserem eigenen Erlebensbereich etliche frappante Beispiele dafür anziehen: Ein Onkel von uns, ein Bauersmann aus dem Heckengäu, schrieb unserer Familie im 1. Weltkrieg aus dem Frankreichfeldzug eine Postkarte mit der Angabe, er sei am *Schmäde Damm* (am Chemin des Dames) eingesetzt. – In einer kleinen Wirtschaft in der Nähe von Stuttgart hing lange ein Schild mit der phonetischen Aufschrift: *Pommfrit* (pommes frites). – Ein Tscheche, der in der Waffenmeisterei unseres Bataillons im letzten Krieg Dienst tat, schrieb auf eine Kiste, die Maschinengewehrbestandteile enthielt: *Mašinkoverpyštantaila*. – Ein Stuttgarter Bettwäschege- schäft schrieb kürzlich in der Zeitung, um seine Produkte anzupreisen: *Do legsch de no!* (nach unserem System wäre eindeutiger: *Dō leegsch de na'!*) – In der «Stuttgarter Zeitung» vom 24. 10. 1978 war ein Bild abgedruckt mit einer großen Anzahl in zwei Reihen stehender Pappeln. Darunter stand geschrieben: *Ausrichtän! . . . Abzääählan!* – Ein Stuttgarter Verein gab sich den Namen und schrieb auf seine Prospekte: «*D Muggaseggela*» – und nicht etwa «*D Muckaseckela*», wie man üblicherweise erwartet hätte. – Waldensische Landsleute in Baden-Württemberg halten ihr mitgebrachtes «welsches» Idiom (das nur sprechbar, aber nicht schreibbar war) bis zum heutigen Tag noch in einigen übriggebliebenen Flurnamen fest, die sie notfalls auch einmal schriftlich wiederzugeben versuchen: «*tsuber le Tsharding*» (= jenseits der Gärten), «*Bradeweel*» (*pra de vel* = Viehwiese) und ähnliche. Wie anders sollten sie sich fürs Auge mitteilen können?

Und nun sei zum Schluß auch noch bei einigen schwäbischen Mundartdichtern deren traditionelle neben unsere aktuelle Schreibung gesetzt. Damit soll der Vergleich ermöglicht werden zwischen der von den einzelnen Verfassern verwendeten, ihren einheimischen Lesern vertrauten Umschrift und der «neuen», zunächst wohl befremdlichen, aber bestimmt lautgetreueren und auch Nichtlandsleuten zugänglicheren:

WILHELM SCHLOZ (mittelschwäbisch)⁶

*I spür's Muetter, Dei(n)
Sorg ischt et viel kleiner
woere, no wird dees mit'm
Kenderaufziehe ao et ganz
sei(n), wie's sei(n) so(II)t',
wirst denke, und i mueß Dr
jetzt doch drvo(n) schreibe.*

*I schbiir s Muader, Dei'
Sörg ischd ed viil gloiner
wòara, nò wird dees mid m
Kenderuffziaga ao ed ganz
sei', wia s sei' sodd,
wirschd dengga, ond i muaß Dr
ezzd doch drvo' schreiba.*

KARL HÜTZER (westschwäbisch)⁷

*Schöner geit s jetzt
uf dr Welt
nonz wia z Naihre'
s Kiirschafeld.*

*Guck, vom Bächle
bis uf d Haih,
jeder Boom
so weiß wia Schnai!*

*Scheener geid s iazd
uf dr Wäld
nonz wia z Naihra
s Kiirschafäld.*

*Gugg, vom Bächle
bis uf d Haih,
jeder Boom
so weiß wia Schnai!*

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER (ostschwäbisch)⁸

*Wo isch gauh dei'
Verspreche bliba?
Sechs Wucha, länger,
hausch it gschriba!*

*Jawohl, es laut si
nix vergwalta,
und 's Leaba haut
so mancha G'stalta.*

*Wo isch gao dei'
Verschbrächa blibba?
Sechs Wucha, lenger,
haosch id gschribba!*

*Jawohl, es laod si
nix vergwalda,
und s Lääba haod
so mancha Gschdalda.*

Man sieht, wie eigenwillig und verschieden von einander die Transkription der drei ausgewählten Mundartdichter ist. Wie sie aber doch – HÖTZER am ehesten – teilweise bereits instinktiv dem «neuen» Verfahren vorgegriffen haben. Inzwischen wird dieses Verfahren von vielen Autoren aller Mundart-

landschaften angewendet – wie wir meinen zum Vorteil der Mundartliteratur und ihrer Leser.

Anmerkungen

1 Dieses Zitat und das der nachgenannten Schriftsteller ist dem Buch BAUR, G. W. und andere: «Warum im Dialekt?» (Bern und München 1976) entnommen. – 2 aus «Sargnääl möt Köpp» (Rothenburg o. T. 1974). – 3 aus «Wia d Grisdbamzuggaln in Süwwababä» (Rothenburg o. T., 1973). – 4 aus «undereinisch» (Darmstadt 1973). – 5 aus «Haxschissdrumerum» (Rothenburg o. T. 1976). – 6 aus «Wenn e an Di denk, Muetter . . . » (Burg Stettenfels 1960). – 7 aus «Schwäbische Gedichte» (Balingen o. J.). – 8 aus «Schwäbische Gedichte» (Memmingen o. J.).

Leserforum

Es ist gut, daß ROBERT MINDER, PIERRE BERTAUX u. a. HÖLDERLIN aus dem Dunstkreis nur feiernden Verehrens herausgeholt und in den Zusammenhang seiner realen historischen und gesellschaftlichen Situation gestellt haben. Es ist nicht minder gut und wichtig, daß philologische und biografische Forschungen den Dichter davor bewahren, nun von neuem Überschwang erneut mißverstanden zu werden. Zu diesen Bemühungen gehört der Aufsatz von ADOLF BECK «Der Tübinger Freiheitsbaum . . . » in Heft 3/1978 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT. Darauf antwortet nun hier ECKARD HOLLER vom Club Voltaire Tübingen:

Daß ein verdienter Hölderlin-Forscher auf Plakate aufmerksam wird, die in Tübingen an Hauswänden hängen, und daß er den Plakattext zum Anlaß für einen gründlichen wissenschaftlichen Aufsatz nimmt, kommt sicherlich nicht alle Tage vor. Wir haben also hier im Club Voltaire in Tübingen den Artikel über den «Tübinger Freiheitsbaum 1793» mit Interesse gelesen, weil wir die Erinnerung an das Ereignis am 14. 7. 1793 mit dem Tübinger Folkfestival 1977 wieder wachrufen wollten. Die Universität feierte bekanntlich ihre 500-Jahr-Feier: wir hielten es für wichtig, daran zu erinnern, daß manche Größen des Geistesleben dieser Universität als wirklichkeitsfremde Schwärmer in die Geschichte eingegangen sind, während sie tatsächlich politisch bewußte und engagierte Menschen waren. Gerade Hölderlin ist für diesen Sachverhalt ein gutes Beispiel.

Gewundert haben wir uns allerdings, warum Herr Beck in seinem Artikel das Ereignis vom 14. 7. 1793 als «Legende» bezeichnet, worunter im allgemeinen eine Erzählung verstanden wird, deren historischer Kern durch ausschmückende Phantasien überwuchert ist. Wenn man den Artikel von Prof. Beck unbefangen liest, erfährt man so viele Fakten zu dem besagten Ereignis, daß man ohne weiteres zu dem Schluß kommen kann, daß am 14. 7. 1793 tatsächlich eine Gruppe Tübinger Studenten aus dem Stift die Französische Revolution mit der (geheimen) Errichtung eines Freiheitsbaums gefeiert hat. Der Club Voltaire hat dieses

Geschehen nicht erfunden, sondern nur alle Informationen dazu, die irgend erreichbar waren, gesammelt: von Ernst Bloch, Peter Weiß, Peter Härtling, aus verschiedenen Hölderlin-Biographien wie der von Häussermann und anderen, er hat Abbildungen von Freiheitsbäumen gesammelt und einen Wettbewerb ausgeschrieben, als dessen Ergebnis der von Goethe gemalte Freiheitsbaum, der auch in der «Schwäbischen Heimat» abgebildet wurde, zum Plakatmotiv wurde. Der Wettbewerb war übrigens öffentlich ausgeschrieben worden (im Schwäbischen Tagblatt vom 15. 4. 1977), als erster Preis wurde von uns ein junger Baum – eine Birke – vergeben, der dann im Garten von Prof. Moltmann in Tübingen gepflanzt wurde (Frau Moltmann hatte uns das Aquarell von Goethe zur Verfügung gestellt).

Bei der Suche nach Abbildungen des Freiheitsbaums von 1793 und bei den Nachforschungen nach den historischen Zusammenhängen hatten wir auch auf die Mithilfe der wissenschaftlichen Hölderlin-Forscher gehofft, die bekanntlich an der Tübinger Universität eine bedeutende Stellung einnehmen: die Mithilfe war jedoch gleich Null. Heißt das, daß die offizielle bundesdeutsche Hölderlin-Forschung kein Interesse daran hat, etwas über den Jakobiner Hölderlin bekannt werden zu lassen? Was hat sie zu verbergen? Weshalb muß man sich über Tübinger Lokaleignisse aus Quellen informieren, die man – z. T. schwierig genug – aus der DDR oder aus Frankreich bezieht? Herr Prof. Beck hat in seinem Artikel gewisse «ironische» Seitenhiebe untergebracht, die dem Club Voltaire einen fahrlässigen Gebrauch historischer Fakten unterstellen, im übrigen aber die von uns in einem Programmheft-Artikel aufgeführten Fakten im wesentlichen nur wiederholt. Man wünschte sich aus berufenem Forschermund statt hintergründiger Ironie eine wissenschaftliche Aussage: hat es in Tübingen 1793 einen Freiheitsbaum gegeben oder nicht?

Es wäre u. E. eine Aufgabe der «Schwäbischen Heimat», darüber Klarheit zu schaffen, vielleicht könnte sie weitere Hölderlin-Forscher mit dieser Aufgabe betrauen.

Buchbesprechungen

Von Ort zu Ort

OTTO BORST: Württemberg. Geschichte und Gestalt eines Landes. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1978. 232 Seiten, davon 112 Tafeln mit 120 Abbildungen. Leinen.

Auch wenn man mit einem SCHWÄBISCHEN HEIMAT-BUND in dieser Beziehung in einem Glashaus sitzt, diesen Stein wird man werfen dürfen: Wie bei seinem badischen Vorgänger handelt es sich auch bei dem hier anzuzeigenden Band um einen Anachronismus. (Kommt übrigens jetzt als dritter noch einer über Hohenzollern?) Das heißt jedoch nicht, man könne auch sonst pauschal auf die Besprechung im Heft 2/78 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT (Seite 123) verweisen. Die Bilder versuchen immerhin auf sehr geschickte Weise, Vergangenheit und Gegenwart des darzustellenden Landesteils zu repräsentieren, ohne das sattsam Bekannte mehr als nötig zu wiederholen; außerdem sind ihnen so ausführliche und informationsreiche Texte beigegeben, daß der Abstand zum nur schönen Bildband gewahrt bleibt. Und vor allem: OTTO BORST gibt sich redlich Mühe, dem Untertitel gerecht zu werden und die Gestalt des Landes durch seine Geschichte zu erklären, die Geschichte als Bedingung dieser Gestalt verständlich zu machen. (Bezeichnenderweise ist der erste Ortsname, der vorkommt, weder Sumelocenna noch Hohenstaufen noch Beutelsbach, sondern – Theresienstadt.) Hier stellt ein Historiker Werden und Entstehen dar, vorgehend und zurückverweisend, Zusammengehöriges über die Zeiten hinweg zusammenrückend, dabei immer Geschichte nicht auf Dynastien und Kriegszüge verkürzend, sondern vor allem als Erleben – und meistens auch: Erleiden – der Betroffenen erkennbar machend. Wer will, der kann mit Hilfe von 584 Anmerkungen die Vorstudien des Autors nachvollziehen und das Historische im überlieferten Wortverständnis rekonstruieren. Mag sein, auch diese Vielzahl von Verweisen bewahrt den Autor nicht vor Kollegenschelte – bei so deutlich auf Mitteilung und Vermittlung ausgehenden Texten gerät man zwangsweise immer wieder einmal in die Nähe des Feuilletonismus, geht immer mal wieder eine Abweichung vom Korrektesten durch. (Zum Beispiel gehören die «Feueröfen» doch eher zu Auschwitz usw. als gerade zu Theresienstadt – und das von Eisenhower geschaffene Nachkriegsland hieß Württemberg-Baden.) Aber es scheint, daß man nun einmal nur die eine Wahl hat: Geschichte für Historiker zu schreiben – oder für Leser.

Willy Leygraf

KARL JULIUS WEBER: Reise durch das Königreich Württemberg. Vorwort von FRANZ GEORG BRUSTGI, Erläuterungen zu den Illustrationen von RUDOLF HENNING. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1978. 272 Seiten, 65 Abbildungen. Leinen DM 29,-

Wenn man weiß, wieviel Beobachtungen und Informatio-

nen, wieviel witzige und anregende Bemerkungen in CARL JULIUS WEBERS »Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen« zu finden sind, kann man sich nur wundern, daß es so lange gedauert hat, bis eine Neuauflage des allgemeinen wie des von württembergischen und hohenzollerischen Landen handelnden Teils erschienen ist. Jetzt liegt sie vor, Hohenzollernforsch ins Königreich Württemberg eingemeindend, Baden außen vor lassend, den ersten Vornamen des Autors mit K schreibend, auf nicht ganz drei Seiten Lebenslauf und Würdigung des »Demokrit-Weber« fast bis zur Unkenntlichkeit verknapend, angeblich die Orthographie dem heutigen Gebrauch annähernd, aber Veringenstadt und -dorf im Text wie im Ortsverzeichnis hinter »Vöhringen« verbergend, das Ganze mit nicht gerade synchron geordneten (man braucht eine Art Konkordanz), von durchschlagenden Druckzeilen schraffierten Bildern begleitend – – – man hätte dem kenntnisreichen und liebenswerten Spötter aus dem Hohenlohischen eine liebevollere, angemessenere Neuauflage gegönnt!

Willy Leygraf

ANDRÉ FICUS und MARTIN WALSER: Heimatlob. Ein Bodenseebuch. Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1978. 80 Seiten, 36 Abbildungen. Leinen DM 29,80

Schon das Autorengespann läßt alles andere erwarten als eines der üblichen Touristen-Mitbringsel, der immer gleichen Reise-Erinnerungsbücher. Gewiß, die Aquarelle von ANDRÉ FICUS sind gelegentlich voll von Seglerschwung, Wasserbläue und Himmelsdurchsichtigkeit, halten hier und dort Idyllisches fest mit wenigen, wie leicht hingewischten Farben. Die ganze Reihe der Aquarelle jedoch blättert gelegentlich auch andere Seiten auf: graue Tage, Winterliches. Unentschieden muß die Frage bleiben, ob Vorteil oder Nachteil überwiegen bei der meist notwendigen Verkleinerung der Bildfläche (auf ein Viertel etwa) gegenüber den Originalen; manches ist auf diese Weise ganz sicher verdichtet und konzentriert worden, macht den Eindruck malerisch-intensiv. – MARTIN WALSER hat in seinen – selbständig die Bilder begleitenden – Texten nicht nur wieder einmal demonstriert, wie sehr er *an Heimatkunde interessiert* ist und welche Bedeutung für ihn der Bodensee und dessen Landschaft haben. Mit diesem »Heimatlob« macht er einsichtig, daß Heimatlob nichts zu tun haben muß mit sentimentaler Suche nach einer heilen Welt und schon gar nicht mit kritikloser Verherrlichung. (Wenn es gelegentlich auch den Anschein hat, daß er seine eigenen Emotionen für diese heimatliche Landschaft nur mit Hilfe der Ironie in den intellektuellen Griff bekommt.) Ein doppelbödiger Text ist so entstanden: volltönend ausschwingende Sprache teilt Dissonanzen und Spannungen mit, Klang- und Bildfülle weisen Abhängigkeit, Unfreiheit, Unterdrückung vor: barocke Kontrapositionen, vom Föhn zerrissene Träume. Überhaupt Föhn: nicht nur, daß

dieses Wort häufig vorkommt – dieses ganze «Heimatlob» ist im Text wie in den Bildern ohne Föhn nicht denkbar und nicht zu verstehen. Wo sonst sollte diese durchsichtige Klarheit ihren Ursprung haben, mit der hinter allem immer noch eine andere Wahrheit erkennbar wird? Was sonst kann die einander sonst so fernen Dinge so zusammenrücken, daß man sie plötzlich mit ein und demselben Blick erfaßt? Und was sonst kann so schmerzhaft Risse reißen in jeden Traum?

Willy Leygraf

Kressbronn in alten Ansichten. Bilder einer Seegemeinde. 8 Reproduktionen in einer Mappe, mit einem Begleitheft von ELMAR L. KUHN: Kressbronn am Bodensee: Bilder der Geschichte – Geschichte in Bildern. Herausgeber: Kulturgemeinschaft Kressbronn 1978. 68 Seiten.

Die Gemeinde Kressbronn am Bodensee sieht in dieser Veröffentlichung einen ersten Schritt, die Geschichte des Ortes *umfassend und vollständig darzustellen*. Den acht großformatigen Reproduktionen ist ein Heft beigegeben, das nicht nur die einzelnen Abbildungen – sie stammen aus einem Zeitraum von rund dreihundert Jahren – erläutert, sondern ganze historische Bilderbogen aufzeichnet und erklärt. Die Überschriften der einzelnen Kapitel lassen erkennen, wie direkt und deutlich der Verfasser – bei aller wissenschaftlichen Grundlegung – seinen Landsleuten die Geschichte ihrer Heimat nahebringen und verständlich machen will: *Landleben ohne Barock – Feudale Herrschaft – Kirche – Krise und Konflikt – Herrschaftsexport – Natur und/oder Fortschritt – Auf dem Weg zum Heute*. Aus jedem Bild entwickelt er ein Kapitel Landschafts- und Geschichtsbetrachtung, das nicht nur das Bild in allen Einzelheiten verständlich macht, sondern auch aus immer wieder anderen Perspektiven Einblicke ermöglicht in die historischen Abläufe und Zusammenhänge, die im Kressbronner Raum wirksam gewesen sind. (Erlaubt sei allerdings die Frage, ob man nicht für die Mappe etwas weniger, für das Textheft jedoch etwas mehr hätte aufwenden sollen – es werden doch wohl nur wenige sich diese Bilder an die Wand hängen, eine gefälligere Aufmachung aber hätte dem Begleitheft sicher manchen Leser zusätzlich gewinnen können.)

Maria Heitland

THADDAUS TROLL, SUSANNE ULRICI und HANS QUAYZIN: Murrhardt, die Stadt im Schwäbischen Wald. Bleicher-Verlag Gerlingen 1978. 72 Seiten, zahlreiche, zum Teil farbige Abbildungen. Gebunden DM 25.–

Der Text ist freundlich und gefällig dahingeplaudert; kenntnisreich, und doch sehr persönlich, fast privat – wie könnt' es anders sein bei solch intensivem Umgang mit Land und Leuten rund um Murrhardt (und nicht zuletzt mit der nachhaltig empfohlenen Gastronomie) in vielen Jahren. Die Abbildungen sind zum Teil recht klein und manchmal nicht gerade brillant (reproduziert). Vier einleitende Seiten «Werkstattbericht» sind recht anspruchsvoll für einen so schmalen Band; und ob die Beigabe einer «Informationskartothek» mit Auskünften (von verschiedenen Autoren) über Geschichtliches, «Erholung, Freizeit,

Sport», über «Waldgeschichte und Forstwirtschaft» und manches sonst bis hin zu «13. Firmenkarte: BOSCH IN MURRHARDT» auf herausnehmbaren Einzelblättern sich bewährt, das wird man noch abwarten müssen.

Johannes Wallstein

ERHARD FISCHER: Die Stadt Schorndorf im Spiegel der Literatur. Eine Bibliographie. Selbstverlag Schorndorf 1979. 58 Seiten.

In diesem Büchlein, das scheinbar nur Titel an Titel reiht, findet sich einmal (anlässlich des für Schorndorf sehr wichtigen «Armen Konrad») die Bemerkung: *Hier nur eine Auswahl; sie fiel mir besonders schwer, da ich kein Fachhistoriker bin*. Man braucht kein eingefleischter Historiker sein, um eine Bibliographie, ein Bücherverzeichnis, zu verfassen, engagierte Liebe zur Heimat ist die erste und vielleicht wichtigste Voraussetzung. Die hat der Verfasser sicherlich, sonst hätte er nicht fünf Jahre an das Werk gehängt. Aber FISCHERS Bibliographie ist eben nicht nur eine saubere, präzise Titelanhäufung von 415 Nummern, wo man vor lauter Wald die einzelnen Bäume nicht mehr erkennt. Seine Idealvorstellung ist die Aufschlüsselung der einzelnen Bücher und Aufsätze; er will berichten, was hinter den manchmal recht vage klingenden Überschriften steckt. Das hat er sehr geschickt gemacht. Mit einigen Hinweisen ist schon viel geholfen. Außerdem findet sich für die angegebenen Werke ein Besitznachweis, der sich für Monographien meist erübrigt, aber z. B. für den Nachweis von Zeitungen schon erheblichen Wert besitzt. So vermeidet man endlose Anfragen. Daß ein 2. Teil (Familien- und Personengeschichte) in Vorbereitung ist, liest man mit Genugtuung.

Wolfgang Irtenkauf

WOLFGANG MÜLLER (Hg): Die Klöster der Ortenau. (Ortenau, Jahresband 58) Verlag Historischer Verein für Mittelbaden 1978. 646 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Trotz der Beschränkung auf die Ortenau stellt sich die Geschichte der behandelten 48 Klöster oder klösterlichen Gemeinschaften nicht als gemeinsam erlebtes, einheitlich erduldetes oder gestaltetes Geschehen dar, sondern vermittelt ein vielfältiges Bild des geistig-religiösen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Bedingt wird dies unter anderem von der unterschiedlichen Zugehörigkeit zu verschiedenen Orden (Prämonstratenser, Zisterzienser, Benediktiner, Inklusen, Beginen) oder weltlichen Herrschaften.

Die einzelnen Beiträge, formal nicht egalisiert, sind mit geringen Ausnahmen wissenschaftlich fundiert und von ausgewiesenen Kennern der örtlichen Geschichte verfaßt; die Geschichte des Klosters Wittichen liest sich allerdings wie eine Mischung von Heiligenlegende und historischem Roman. Neueste aus Grabungen gewonnene Forschungsergebnisse bieten die Artikel über die Klöster Schuttern, Schwarzach und Allerheiligen. Erfreulich, daß auch die kleinen Gemeinschaften und die nach der Säkularisation neu oder wieder erstandenen Klöster eine Darstellung ihrer Geschichte erfahren haben.

Die einleitenden Beiträge von JOSEPH GÖPPERT «Frühes

Mönchtum am Oberrhein» und von WOLFGANG MÜLLER, dem Herausgeber, «Die Klöster der Ortenau nach dem Jahre 1000. Ein Überblick» bieten nicht nur eine vorzügliche Einführung, sondern bilden eine Art Klammer um die Einzelbeiträge. Dem Herausgeber, der auch die Geschichte zahlreicher Klöster selbst bearbeitet hat, und seinen 21 Mitarbeitern ist ein nachahmenswertes Nachschlagewerk gelungen.

Wilfried Setzler

WOLFGANG IRTENKAUF: **Hirsau. Geschichte und Kultur.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978, (3., überarbeitete Auflage). 80 Seiten, 30 Abbildungen auf Tafeln, 3 Textabbildungen. Leinen DM 24,-

Dieses kleinformatige, schmale Bändchen ist – auch wenn es nun schon in der dritten Auflage vorliegt – einen Hinweis wohl wert. Hirsau, das bedeutet: Mönchtum und Ordensreform, Einfluß auf die Besiedlungsgeschichte des nördlichen Schwarzwalds und Beteiligung an den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst – und nicht zuletzt «Gegenwart und Zukunft» (unter diesem Aspekt betrachtet WOLFGANG IRTENKAUF die Wiederherstellung der Aureliuskirche durch den verstorbenen Calwer Stadtpfarrer RUDOLF WAGNER und den Bildhauer OTTO HERBERT HAJEK aus einem zur Remise heruntergekommenen Kirchenrest). All diesen vielfädigen Zusammenhängen geht WOLFGANG IRTENKAUF nach, kundig und sorgfältig, aber zugleich auf eine so gekonnte Weise «ansprechend», daß man in diesem schmalen, aber gewichtigen Band ein Beispiel sehen möchte für Monografien über historisch und kulturelle bedeutsame Stätten, die ein allgemeines Interesse ansprechen wollen. Zu den weiteren positiven, aber wie selbstverständlichen Merkmalen des Buches gehört es, daß eine Literatur-Auswahl die weitere Beschäftigung mit Hirsau erleichtert und eine Zeittafel die Orientierung im historischen Ablauf ermöglicht; die «Hinweise zu den Bildern» bieten sich gelegentlich als kleine, dichte Textminiaturen zum jeweiligen Bildthema dar.

Willy Leygraf

Aus der Geschichte

HERWART VORLANDER (Hg): **Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegführung.** Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elßaß. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 91. Band) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1978. 313 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 38,-

Wenn man nach der Bewältigung der Nazi-Vergangenheit in Südwestdeutschland fragte, konnte man bislang über das hier behandelte Gebiet nur schwer Auskunft bekommen. Kennzeichnend war eine so verlegene wie unkorrekte Erwähnung eines dieser Lager in einem Führer zu geschichtlich bedeutsamen Orten des Landes. Auch jetzt hat sich eigentlich nicht die etablierte Landesgeschichte des Themas angenommen, sondern eine Projektgruppe

von sieben Studierenden der Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Von ihnen müssen wir uns nun zum Beispiel die Frage stellen lassen, ob wir beim Durchfahren des Autobahntunnels unweit von Leonberg je einen Gedanken daran gehabt haben, daß sich dort gegen Ende des 2. Weltkriegs eine unterirdische Arbeitsstätte der KZ-Häftlinge des Lagers Leonberg befunden hat. Oder sie demonstrieren uns am Fall Schwäbisch Hall-Hessental, wie eine ganze Stadt die Existenz eines solchen Lagers in unmittelbarer Nachbarschaft total «vergessen» konnte. – Nicht alle Außenstellen des KZ Natzweiler werden in diesem Band dargestellt, aber doch immerhin sieben Beispiele, an denen sich zeigen läßt, wie in all diesen Lagern zwei einander eigentlich ausschließende Ziele gleichzeitig verfolgt wurden: Ausbeutung der Gefangenen für die Aufrechterhaltung der Kriegsindustrie – und die Vernichtung dieser Gefangenen durch ein Übermaß an Arbeit bei schlechtesten Lebensbedingungen und grausamster Behandlung. Im einzelnen werden – nach einer allgemeinen Einleitung – behandelt die Lager Leonberg, Hessental, Neckargartach, Echterdingen, Hailfingen, Vaihingen (Enz) und Schörzingen. Trotz mäßiger bis schlechter Quellenlage konnten die Autoren genügend Fakten zusammentragen, um anschauliche und detailreiche Bilder nachzuzeichnen von Schrecken und Brutalität, die hier und dort in diesem Lande und mehr oder weniger unter den Augen der Bevölkerung geschehen sind. Bedauerlich, daß diesem Buch – trotz Förderung durch Kirchen und Banken – keine bessere Ausstattung, vor allem durch bessere, besser reproduzierte Abbildungen zuteil werden konnte. Jedenfalls darf es nicht der Abschluß der Auseinandersetzung mit diesem Kapitel hiesiger Geschichte sein, es ist erst ein Anfang.

Willy Leygraf

RAINER CHRISTLEIN: **Die Alamannen.** Archäologie eines lebendigen Volkes. Konrad Theiss Verlag Stuttgart–Aalen 1978. 298 Seiten mit 112 Tafeln, davon 54 farbig, 135 Zeichnungen im Text. Leinen DM 85,-

Nach den «Römern in Baden-Württemberg» legt nun der Verlag mit den «Alamannen» ein weiteres archäologisch pondiertes Standardwerk zur Geschichte Süddeutschlands vor (auf die hoffentlich bald folgenden «Kelten» darf man schon heute gespannt sein). Mit RAINER CHRISTLEIN wurde einer der besten Autoren gefunden, ist er doch als örtlicher Leiter der Ausgrabungen auf dem Runden Berg bei Urach mit dem Forschungsstand der frühmittelalterlichen Archäologie bestens vertraut. Der Band beginnt mit einer Geschichte der alamannischen Archäologie, führt über die Anfänge der alamannischen Besiedlungen, die Erschließung des Landes, das Bild dieser Siedlungen, hin zu «Grab und Friedhof» der Alamannen, rekonstruiert aus den Funden die Tracht, die Bewaffnung, den Schmuck von Mann und Frau und entwirft schließlich ein Bild von der Gesellschaft und Wirtschaft der Alamannen. Ein Verzeichnis der bedeutendsten Fundstellen des frühen Mittelalters im alamannischen Raum dient zugleich als Register für die zahlreichen Tafeln; ein weiterführendes Literaturverzeichnis schließt den Band.

Basis und Ausgangspunkt der Darstellung sind die reichen Funde der sogenannten Reihengräberfelder. Sie vermitteln ein Bild der alamannischen Kunst und Religion, vor allem aber der alamannischen Gesellschaft, die sich wohl für manchen überraschend als *sozial stark gegliederte Traditionsgemeinschaft* repräsentiert: *Schon im 7. Jahrhundert besteht der überwiegende Teil der Alamannen aus Unfreien, sie werden regiert von wenigen adligen Herren.* Doch CHRISTLEIN korrigiert nicht nur das vorherrschende Bild von den Alamannen als Gesellschaft gleichberechtigter Freier, auch in anderen Bereichen kann er manche Behauptung zurechtrücken. So kann er beispielsweise nachweisen, daß die Alamannen nicht, wie bisher oft geschrieben, bei der Besiedlung des Landes römische Siedlungen mieden, sondern sich im Gegenteil recht oft des *römischen Ackerbodens* und der *römischen Baulichkeiten* bedient haben.

Bodenfunde gewähren nicht nur Einblicke in die Bevölkerungsstruktur oder Siedlungskontinuität, sie ermöglichen auch Aussagen zur allgemeinen Geschichte. So zeigt CHRISTLEIN auf, wie die Alamannen durch den Abzug der romanischen Vorbevölkerung in eine *kulturelle Isolation* gerieten, aber gerade dadurch nicht – wie andere auf römischem Boden siedelnde Germanen – ihre kulturelle und staatliche Selbständigkeit durch «Assimilation» einbüßten. Bodenfunde verdeutlichen auch die Anbindung der Alamannen ans Frankenreich und damit an den «Kulturkreis des Mittelmeerraums».

Ein besonderer Reiz des Buches liegt in den außerordentlich brillanten Fotos, die nicht nur illustrieren, sondern zu einem eigenständigen Kunstgenuß werden. Da zudem der Text von sehr guten Skizzen begleitet ist, verbinden sich wissenschaftlicher Anspruch mit verständlichem Text und Anschaulichkeit.

Wilfried Setzler

ARNO BORST: **Mönche am Bodensee 610–1525.** (Bodensee-bibliothek, Band 5) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 584 Seiten, 89 zum Teil farbige Abbildungen. Leinen DM 68,-

Ein spannenderes Buch ist von der zünftigen Geschichtswissenschaft her sicher seit Jahren nicht mehr vorgelegt worden. Man stürzt sich atemlos in eine recht ferne Zeit, die von den Anfängen des 7. in das 1. Viertel des 16. Jahrhunderts reicht, man liest nicht ein Buch über Geschichte, sondern erlebt sie. Daß dem Verfasser, Historiker an der Universität Konstanz, dabei so mancher saloppe Ausdruck in seine Feder rutscht, daß hinter der Schreibe unverkennbar eine Rede steckt, selbst daß er uns im Titel nur Mönche anbietet, während sich im Laufe des Buches auch respektable Nonnen zu erkennen geben: all das muß mit einer Generalabsolution verziehen werden.

Frauen also, ekstatische wie die GUTE BETH VON REUTE, wie die hochgemute ADELINDIS VON BUCHAU, auch eine namenlose aus dem Kloster St.-Katharinen-Tal bei Diessenhofen ist darunter. Wir alle kennen die Geschichtsschreiber, die von «Manns»klöstern reden und daneben vergessen, daß fromme Frauen nicht durch Versorgung überzähliger Familienmitglieder weiblichen Geschlechts erzeugt

werden. Das oft heillos anmutende Scheiden zwischen dem Kloster, worunter immer nur der Männerkonvent verstanden wird, und der Sammlung hinter Mauern eingeschlossener Frauen mit dem Schleier hat ein Geschichtsbild entstehen lassen, das an Einseitigkeit nicht mehr zu übertreffen ist.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Frauen. BORST psychologisiert nicht, warum ein Mensch jahrelang ohne Nahrungsaufnahme leben kann, das Wort oder der Begriff Mystik muß nicht herhalten, um merkwürdige Visionen durch einen geistigen Überbau verständlicher zu machen. Ein Schlüsselsatz dazu: *Fragen wir nicht lang, wie ein Mensch ohne Nahrungsaufnahme am Leben bleiben kann, fragen wir gleich, was der Konvent dazu sagte. Dieses Verhalten einer Mitschwester war eigenwillig und zerstörte die klösterliche Tischgemeinschaft, ganz abgesehen davon, daß Elsbeth keinen Küchendienst mehr tun konnte und meist das Bett hüten mußte.* Das Verhalten in einer Gesellschaft, für die sie bestimmt war oder die sie sich auswählte, wird zur letzten und deutlich gestellten Kernfrage.

Doch wenden wir unser Augenmerk auch den Männern zu: GALLUS, OTMAR, WALAHFRID, GREGOR VON EINSIEDELN, HERMANN DER LAHME, EBERHARD VON NELLENBURG, DIETRICH VON PETERSHAUSEN, HEINRICH VON KREUZLINGEN, DIETHELM VON KRENKINGEN, EBERHARD VON ROHRDORF, HERMANN VON WEISSENAU, HUGO VON LANGENSTEIN, HEINRICH SEUSE (Ehrenrettung für den romanhaft verkitschten SUSO), JOHANN VON WINTERTHUR, EBERHARD HORGASSER, ULRICH RÖSCH und PETER THALER. Gescheiterte, Erfolgreiche, Auf- und Absteiger, Menschen, die vor Aufgaben gestellt wurden, an denen sie wuchsen oder zerbrachen. Es wachsen viele bei BORST, er kann nicht immer der naheliegenden Versuchung widerstehen, da und dort ein Kränzlein zu winden, das bei entsprechender Beleuchtung so etwas wie das Schema eines Heiligenscheins werden könnte. Und wenn dann ein so herrlicher Mann wie ULRICH RÖSCH aus Wangen im Allgäu daherkommt, da reibt man sich die Augen: die geistlichen Mitbrüder halfen ihm nicht mehr, bei den weltlichen Herren mußte er sich anlehnen (und da wundert man sich dann, wenn die Mittel, denen sich ein solcher Mann bediente, nicht immer nach Kloster riechen!).

Dem Buch sind 84 z. T. farbige Bildtafeln beigegeben, die nicht das zeigen, was Kulturbilderbücher auch schon gezeigt haben. Luftbildaufnahmen vermitteln Grundrisse der Ordensniederlassungen, alte Stiche, Zeichnungen zeigen das frühere Bild auf. Wir nehmen Einblick in zahlreiche Handschriften und genießen die langen Erläuterungen, die BORST diesen Bildern gibt. Da stellt sich vielfach Betroffenheit ein, weil wir diese Seiten noch nicht kannten. Eine reiche bibliographische Übersicht, die nicht nur Titel an Titel reiht, sondern die Inhalte wiedergibt, kommentierend das Wichtigere vom Unwichtigeren scheidet, rundet diesen über alle Maßen vorzüglichen Gesamteindruck.

Bleibt zum Schluß noch die nicht zu entscheidende Frage, was die geographische Bestimmung «am Bodensee» bedeutet. Gemeint ist der Bodenseeraum, eine vage Begriffsbestimmung, die Ravensburg und die Weissenau,

Reute wie Buchau noch einschließt. Man weiß, auch Zwiefalten ist nicht mehr weit, aber es gehört bestimmt nicht zu dieser Region. Und es wäre zu wünschen, daß BORST nicht die zeitliche Grenze bei 1525, dem Ausbruch der Reformation, endgültig zieht, denn auch nach dieser Zeit gibt es wieder große Figuren, große Leistungen in eben denselben Konventen. Die Zeit der Mönche und Nonnen war mit dem Mittelalter nicht vorbei. Wäre nicht die Konfrontation der Klöster mit den Entwicklungen bis zur Säkularisation das Thema eines Nachfolgebandes?
Wolfgang Irtenkauf

Freiburger Diözesan-Archiv. Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer, 98. Band (Dritte Folge, dreißigster Band). Verlag Herder Freiburg 1978. 596 Seiten, 45 Abbildungen. Broschiert

Aus der Fülle dessen, was dieser Band bietet, seien zwei Beiträge herausgehoben, weil sie das besondere Interesse der Leser dieser Zeitschrift finden dürften. Zum einen gibt WOLFGANG MÜLLER eine ausführliche Darstellung der *mittelalterlichen Dorfkirchen im badischen Frankenland*. 163 lexikalische Artikel von «Adelsheim» bis «Zimmern bei Tauberbischofsheim» führen in einem Katalog-Teil die wichtigsten Fakten auf (urkundliche Erwähnung, Hinweise auf bauliche Charakteristik, Quellen). Zahlreiche – zum großen Teil historische – Illustrationen machen die knappen Angaben anschaulich. Ausführlich werden die – auch in einer Übersichtskarte dargestellten – «Turmlösungen» untersucht. – Besondere Beachtung dürfte auch die Untersuchung von GREGOR RICHTER finden über *Die Errichtung und Ausstattung der Erzdiozese Freiburg und der Diözese Rottenburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts*, in der die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse sehr ausführlich und anschaulich in den Zusammenhang der Umwälzung gestellt wird, die mit der Französischen Revolution ihren Anfang und mit dem Wiener Kongreß ihren Abschluß gefunden haben.
Maria Heitland

Sakrale und profane Kunst

HANS ANDREAS KLAIBER und REINHARD WORTMANN: **Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm** ohne die Gemarkung Ulm. (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg): Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg). Deutscher Kunstverlag München 1978. 815 Seiten, 707 Abbildungen im Text, 8 Farbtafeln. Leinen DM 70,-

Am Schluß des umfangreichen, vielgliedrigen und hilfreichen Anhangs mit seinen Tabellen und Registern findet man auch ein Verzeichnis der bisher erschienenen Bände der Kunstdenkmäler-Inventarisierung in Baden-Württemberg, das für Baden 1887 mit F. X. KRAUS und dem Kreis Konstanz beginnt, für Württemberg 1889 mit EDUARD PAULUS und dem Neckarkreis: ein Abriß der Geschichte inventarisierender und beschreibender Bemühungen um ein Teilgebiet der Landesbeschreibung, dem bislang wohl der größte Aufwand an wissenschaftlicher Arbeit und an öffentlicher Aufmerksamkeit zugewendet worden ist.

Hier spiegelt sich ein kontinuierliches Bemühen um immer vollständigere Erfassung und immer präzisere Darstellung über die historischen Einschnitte hinweg. Zunehmende Detailfreude, Ausweitung des Interesses auf immer mehr Objekte und eine Reihe von Veränderungen der Verwaltungsbezirke erschwerten allerdings ein Durchhalten der Kontinuität auch in der Gliederung. So hat man jetzt wieder auf die ehemalige Oberamtseinteilung zurückgegriffen und in diesem Band den nordöstlichen Teil des Alb-Donau-Kreises behandelt sowie einige Ortschaften, die inzwischen dem Kreis Heidenheim oder schon länger der Stadt Ulm zugeschlagen worden sind. (Karten und eine Gemeindeübersicht erleichtern dem nicht ganz mit den örtlichen Verhältnissen Vertrauten die Benützung.) Im Vorwort des Herausgebers heißt es: *Die Objekterfassung geht im Wesentlichen auf die frühen 60er Jahre zurück. Entsprechend wurde manche Gruppe von Kulturdenkmälern, vor allem ländliche Profanbauten, nicht in der heute üblichen Breite berücksichtigt.* Dennoch ist die zunehmende Aufmerksamkeit für Derartiges stellenweise deutlich zu erkennen (z. B.: Langenau). Besondere Bedeutung mag der Beschreibung gerade dieses Gebietes zukommen, weil es hier – außer Söflingen und Langenau – keine besonderen Brennpunkte der Aufmerksamkeit gibt, wohl aber eine vielfältig zu beobachtende Ausstrahlung der ulmischen Meister und ihrer Werkstätten: Wissenschaftler wie interessierte Laien finden Anreiz und Orientierung für eine intensivere Beschäftigung mit dieser Kunstlandschaft zwischen Alb und Donau.

Johannes Wallstein

ERWIN TREU: **Alb-Donau-Kreis.** Kunst und Landschaft. Landratsamt Alb-Donau-Kreis Ulm Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1978. 27 Seiten Text, 244 Abbildungen. Leinen DM 22,50

Der Bildband gibt die wichtigsten Kunstwerke und die schönsten Landschaften des Alb-Donau-Kreises wieder. Die Einteilung des Bandes erfolgt nach Verwaltungsräumen: Blaubeuren, Ehingen oder Munderkingen. Innerhalb dieser Verwaltungsräume sind die Ortschaften und Ortsteile alphabetisch geordnet. Diese Gliederung erleichtert das Auffinden des einen oder anderen Kunstwerkes – des einen oder anderen Landschaftsgebietes. Die Bildfolge selbst ist ebenfalls überlegt arrangiert – ja, man möchte sagen «inszeniert» – so als ob ein Dramaturg nicht nur die Auswahl, sondern auch die Zusammenstellung der Fotos besorgt hätte. Dafür ein Beispiel: Die erste Abbildung zeigt Blaubeuren aus der Luft. In der Bildmitte erkennt man den Ortskern mit dem Rathaus und der spätgotischen Stadtkirche. Bild Nr. 2: Ein Farbfoto, gezeigt wird der Torbau des ehemaligen Benediktinerklosters. Von der Ferne schweift der Blick in die Nähe, vom Allgemeinen zum Besonderen.

Die Dramaturgie der Bildfolge richtet sich aber nicht immer nach ästhetischen oder emotionalen Gesichtspunkten. Die Perspektive des Fotografen ist natürlich auch streng sachbezogen gewählt worden: So wird Oberdischingen – das «Klein Paris» des 18. Jh. – von oben gezeigt. Diese Luftaufnahme macht dann auch die Bauideen des

Malefizschenken Graf LUDWIG ZU CASTELL besonders gut anschaulich. Geht es hier doch nicht nur um die Gestaltung von Einzelarchitektur, sondern um stadtplanerische Aspekte – und diese sind eben nur aus der Vogelperspektive zu erkennen. In der Einleitung schreibt der Autor, daß dieser Bildband nicht den Anspruch erheben kann, ein Kunstführer zu sein. Was ist er dann? Es handelt sich hier um mehr als um einen Kunstführer. Er regt nicht nur an, bestimmte Gegenden aufzusuchen – er überredet, nein: überzeugt einen, die auf den vielen Abbildungen projizierten Perspektiven wieder- und neu zu entdecken. Ehrenfried Kluckert

HERIBERT HUMMEL: **Wandmalereien im Kreis Göppingen.** Aufnahmen von TRAUTE UHLAND-CLAUSS. (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen. Band 6. Kunst in Bayern und Schwaben. Band 2.) Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1978. 132 Seiten mit 81 z. T. farbigen Abbildungen.

Seit 1945 hat eine Art Frühling der Aufdeckung von Wandmalereien stattgefunden. Welche Kirche wollte im Wettlauf um die Gunst des Publikums, aber auch um den Reiz des Neuen zurückstehen? Für die kunsthistorische Forschung heißt dieser Zuwachs vielfach Vordringen ins Niemandsland. Die alten Kunstinventare wissen nur wenig über das zu berichten, was an den Wänden heute zu sehen ist, neue Kunstinventare erscheinen hierzulande nur in großen Abständen. Einzelveröffentlichungen bieten nur punktuelle Einblicke. So ist die Inventarisierung eines Landkreises, in diesem Fall Göppingen, ein wirklicher Neuanfang. Seit dem Zweiten Weltkrieg wurden, wie es im Vorwort des Landrats PAUL GOES heißt, *mittlerweile nahezu alle Kirchen und Kapellen im Kreisgebiet einer grundlegenden Renovierung unterzogen*, weshalb nur noch wenige Entdeckungen und Freilegungen zu erwarten sind. MANFRED AKERMANN, dem das Buch gewidmet ist, hatte maßgebenden Anteil an den Aufdeckungen und ihrer Bekanntmachung in der Literatur. Allein 12 Aufsätze aus seiner Feder nennt das umfangreiche Literaturverzeichnis.

Für den Autor dieses Buches, einen «Outsider», denn er ist Studentenpfarrer in Stuttgart, aber durch seine Herkunft mit dem Kreis Göppingen eng verbunden, geht es nicht nur darum, minutiös das zu beschreiben, was man (wirklich oder mit einiger Phantasie) an den Wänden sehen kann, sondern er will tiefer in die Probleme einführen. Daher steht dem Buch ein Essay «Christentum und Bild» voran, in dem die Stellungnahme von Katholizismus und Protestantismus dargestellt wird. In die eigentliche Problemstellung führt die Frage «Stifter und Auftraggeber» ein. Im behandelten Gebiet sind es nur wenige namhaft zu machende Personen. Wir erfahren dagegen viele Details über die Reformationszeit, können die Aufschwünge in der Barockzeit verfolgen und erleben mit, wie seit ca. 1840 das Interesse an den Wandmalereien, freilich nur sporadisch und im Blick auf einzelne Interessenlagen, merklich wächst. Sachlich weisen die abschließenden Kapitel Wege zur Typologie, Allegorie und Emblematik. Ausführliche registerartige Zusammenstellungen schlüsseln die bibli-

schen Themen auf und nennen die Heiligen. Das überaus sorgfältig gearbeitete Buch bietet in seinem Bildteil ebenso Hervorragendes. TRAUTE UHLAND-CLAUSS schuf Bilder, die oft mehr erkennen lassen, als der Beschauer an Ort und Stelle wahrnehmen kann.

Wolfgang Irtenkauf

GUSTAV MUNZEL: **Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters.** Verlag Rombach Freiburg 1978. 348 Seiten, 40 Abbildungen. Broschiert DM 36,-

Eine kunstwissenschaftliche Studie sollte nicht nur analysieren, sondern auch informieren. Hier jedoch wird man kaum die notwendigen Informationen aus den langatmigen Erörterungen ableiten können. Schon während der ersten Detailbeschreibungen vermißt man einen anschaulichen Plan der Gesamtanlage der Vorhalle. Eine Skizze nebst Foto hätten ausgereicht. Das für einen Kunsthistoriker eigentlich selbstverständliche Zwiegespräch zwischen Bild und Text fällt weitgehend aus, so daß man die Interpretationen kaum nachvollziehen kann. Für einen Kunstinteressierten ist dieses Buch also nicht geschrieben worden – nicht einmal für einen Kunsthistoriker, der das Freiburger Münster und seinen Skulpturenschmuck nur oberflächlich kennt. Der ikonografische – d. h. bild-thematische – Sachverhalt ist in der Tat sehr schwierig zu erkennen und zu erklären. Die Figuren in den Arkaden der Vorhalle stellen profane und sakrale Personen sowie Engel und Allegorien dar, deren Bezüge nur fragmentarisch aufgezeigt werden können: Wie hängen die «Sieben freien Künste» mit Christus, Engeln und anderen biblischen Figuren thematisch zusammen? MUNZELS methodisches Vorgehen ist additiv: Er erklärt eine Figur nach der anderen. Dann fügt er umständliche Forschungsberichte an und verunklart damit die Gesamtdeutung. Eine integrative Methode hätte wohl mehr Erfolg gehabt: Wenn man von der Christusfigur ausgeht und sie gemäß der scholastischen Glaubensauffassung als Vermittler der Heilsbotschaft auffaßt, dann wird der Bezug zu den Sieben freien Künsten deutlich. Diese veranschaulichen das von Gott kommende kosmische Wissen. Dieses Wissen wird durch seine uralte Tradition legitimiert. Dafür stehen die Propheten des Alten Testaments, die jene göttlichen Weisheiten schon vorhergesagt haben. Die Darstellung des Sünderpaares soll schließlich den Gläubigen zum Studium der Heilslehre motivieren, nur auf diesem Wege kann er sich von der Erbsünde lossagen.

Wenn man von diesem in der Hochscholastik weit verbreiteten Glaubensmodell ausgegangen wäre, hätte man das Detail vertiefend erörtern können, ohne den gesamten Skulpturenkomplex aus dem Blick verlieren zu müssen. Die Gewandfiguren mit der thematisch zentralen Marienkrönung am Turm und die Skulpturen der östlichen Turmwand mit der Kreuzigung und dem Jüngsten Gericht sind dagegen eindeutiger zu bestimmen: Durch Maria als Gottesgebärerin und Fürbitterin am Ende der Zeiten wird die Erlösung von der Erbsünde versprochen – aber nur demjenigen, der sich – und das knüpft wieder an die Arkadenfiguren an – auf dem Heilsweg, dem Weg zur göttlichen Weisheit, befindet. Ich meine, Kunsthistoriker soll-

ten nicht ausschließlich für die Forschung schreiben, sondern auch für eine Öffentlichkeit, die letzten Endes dazu beiträgt, Kunstdenkmäler zu erhalten.

Ehrenfried Kluckert

GERT NAGEL: **Erwin Starker.** Bilder der Schwäbischen Landschaft. Friedrich Find-Verlag Plochingen. 101 farbige Abbildungen. DM 86,–

Als zu Beginn dieses Jahrhunderts die Stromschnellen des Rheindurchbruchs bei Lauffenburg den Anforderungen der Kraftgewinnung zum Opfer gebracht werden sollten, ließ der badische Großherzog dies einmalige Landschaftsbild durch HANS THOMA für die Nachwelt festhalten. Noch kein volles Menschenalter war verstrichen, als durch die Kriegszerstörungen ähnliche Werte in unmeßbarer Zahl vernichtet wurden, indessen vorwiegend Schöpfungen der Baukunst, die wenigstens teilweise wiederhergestellt werden konnten. Nicht weniger stark bewahrheitete sich in der Folge eine Mahnung, mit der ERICH HEYFELDER schon 1932 den öffentlichen Sammlungen zur Pflicht gemacht hatte, bewahren zu helfen, was die Künstler von dem festhielten, was durch Anforderungen des Lebens oder durch die Torheit der Mitmenschen an heimatlichen Werten verschwinde. Anlaß zu seinem Hinweis gab ihm eine Würdigung des Schaffens von ERWIN STARKER, der seine Themen lebenslang in der württembergischen Heimat, nicht zuletzt in seiner Vaterstadt Stuttgart, gesucht hatte. Die Berechtigung der damaligen Mahnung erweist sich heute, da es der Nachsuche eines eifrig bemühten Verlags und dem Stuttgarter Kunstkenner GERT NAGEL schwer geworden ist, einen vollen Überblick dieses Lebenswerks darzubieten: so sehr STARKERS von zarten Pastelltönen bis zu wuchtigen Ölkontrasten reichende Malweise bei den zahlreichen Liebhabern und Sammlern gesucht war, so gering ist die Zahl der in öffentlichem Besitz vorhandenen Arbeiten: diese reicht längst nicht an die Bestände heran, die möglicherweise noch in Bürgerhäusern gehegt werden. Diese Beliebtheit beim Publikum spricht für den Künstler, doch sie erschwerte es, ihm durch ein Gesamtbild den gebührenden Platz in der Würdigung des Kunstschaffens seiner Zeit zu sichern.

Die württembergischen Maler seiner Epoche treten ja erst allmählich aus dem Schatten der bekannteren und darum stärker gesuchten Münchner heraus. Es ist ein um so mehr anerkennenswertes Wagnis, daß der Friedrich Find-Verlag in Plochingen diese Lücke zu schließen unternahm, und daß nun durch G. NAGELS Einführung und durch die eindrucksvollen Bildwiedergaben gezeigt wird, wie sehr ERWIN STARKER seinen Platz in diesem Kreise hat, der von den Namen seiner Lehrer KAPPIS und SCHÖNLEBER, seiner Freunde REINIGER und HOLLENBERG und in manchem Gegenstand von KARL SCHICKHARDT bestimmt ist.

Die Hänge Stuttgarts, manche Ufer des Bodensees, manche Stimmungen der Alb lassen sich noch heute wiederfinden – an Unwiederbringlichem sind die dörfliche Umgebung von STARKERS Alterssitz Ditzingen und der Lauf des einst bald besinnlich gleitenden, bald gewaltig rauschenden Neckars zwischen Nürtingen und Beihingen festgehalten, oder – noch aus der Frühzeit der jungen Be-

gabung, mit einer an MAX LIEBERMANN erinnernden Helikopter – das Frühlingsbild des Fangelsbachs, der damals noch frei von den Hängen herabrauschte. – So hoch der Wert dieser Bekundungen anzuschlagen ist, liegt das Hauptverdienst der nun vorliegenden Übersicht doch nicht in nostalgischer Rückwendung, sondern im Nachweis einer Meisterschaft, die es verdient, nicht nur nicht vergessen, sondern wieder ans Licht gezogen zu werden. Wilhelm Kohlhaas

KARL KLÖCKNER: **Alte Fachwerkbauten.** Geschichte einer Skelettbauweise. Verlag Georg D. W. Callwey München 1978. 190 Seiten, 366 Abbildungen, davon 16 farbig. Zahlreiche Zeichnungen und Pläne. Linson DM 88,–

GISLIND M. RITZ: **Alter bäuerlicher Schmuck.** Aufnahmen Helga Schmidt-Glassner. Verlag Georg D. W. Callwey München 1978. 221 Seiten, 268 Abbildungen, davon 21 farbig, Linson DM 88,–

ERNST SCHLEE: **Die Volkskunst in Deutschland.** Ausstrahlung, Vorlagen, Quellen. Verlag Georg D. W. Callwey München 439 Abbildungen, davon 39 farbig. Linson DM 120,–

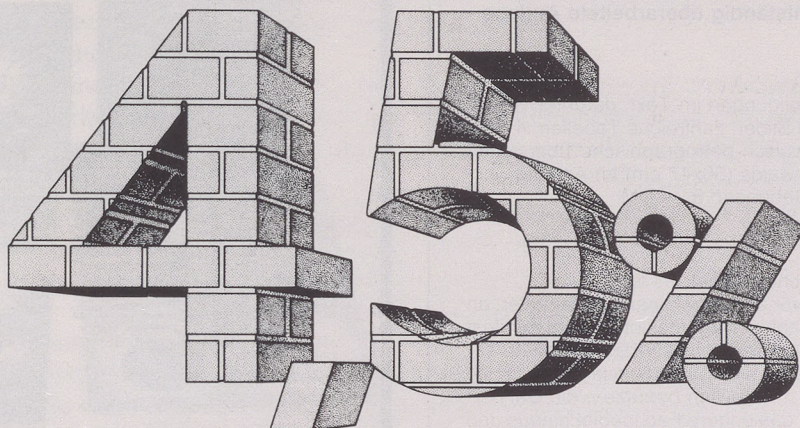
Drei Musterbeispiele aus dem so repräsentativen wie umfassenden Volkskunst-Programm des einschlägig sehr erfahrenen Verlags; großformatige Bände mit reichem – und zwar so schönem wie informativem – Bildmaterial, mit kompakten, kundigen Texten und jeweils einem gediegenen Apparat, in dem man nicht nur die Anmerkungen und Nachweise findet, sondern auch (zum Teil recht ausführliche) Erläuterungen zu jedem einzelnen Bild, eine umfangreiche Literaturliste, Sach-, Orts- und Namensregister. Die «Fachwerkbauten» werden zusätzlich noch von einem Glossar begleitet, in dem die wichtigsten Fachwörter so erläutert werden, daß auch der interessierte Laie mit dem Text zurechtkommt. Allen drei Bänden gemeinsam ist aber auch dies: sie stellen Gegenstände der Volkskunst in besonders eindrucksvollen, meist sogar prächtigen Exemplaren vor – ohne daß von dem «Volk», das ja diese Dinge hervorgebracht, ermöglicht, hergestellt und benutzt hat, allzu viel erkennbar wird. Ästhetisches und Stilistisches stehen im Vordergrund der Betrachtung, Sozialgeschichtliches muß man schon extra aufspüren; von dem, was den Unterschichten blieb an Schmuck und Kunst, ist nur gelegentlich einmal etwas aufzufinden.

Zu den einzelnen Bänden: ERNST SCHLEE gibt einen sachlich geordneten Überblick über ein breites Spektrum der Volkskunst, eingeteilt in die Kapitel *Schmuck des Hauses / Kleines hölzernes Gerät / Bemalte Gläser, Fensterscheiben und Backmodel / Metalle / Keramik / Textilien / Trachtenschmuck / Religiöse Volkskunst* – allerdings in einer Auswahl, die vorwiegend an Schleswig-Holstein und Niedersachsen orientiert ist, wenn man einmal von den Beispielen religiöser Volkskunst absieht, bei denen vor allem Bayern ausführlicher berücksichtigt wird. (Aber die Volkskunst in Deutschland insgesamt wäre auch wohl kaum in einem einzigen Bande solchen Zuschnitts unterzubringen!)

Die regionale Vielfalt wird dagegen von GISLIND RITZ in ihrer Darstellung alten bäuerlichen Schmucks deutlicher aufgezeigt und bis in die Bibliografie hinein durchgehal-

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

UNSER ANGEBOT



Schnell und bequem ins eigene Heim. Mit uns.

Wir bieten Ihnen:

- Günstiges Baugeld ab 4,5%
- Vorfinanzierung durch Vorausdarlehen und Zwischenkredite
- Eine nur von uns gebotene Gutschrift bis zu 2% des Darlehensanspruches bei Verzicht auf das Darlehen
- Umfassenden, kostenlosen Informations-Service, z. B. mit unserer Bauspar-Bibliothek
- Freundliche, individuelle Beratung und maßgeschneiderte Finanzierung aus einer Hand.

Informationen über die Vorteile eines Bausparvertrages bei uns erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtl. Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen.



Öffentliche 
Bausparkasse

Die LandesBausparkasse in Württemberg

Rudolf Metz

**Mineralogisch-landeskundliche
Wanderungen im
Nordschwarzwald,
besonders in dessen
Bergbaurevieren**

2. vollständig überarbeitete Auflage

632 Seiten mit 410 Abbildungen im Text, darunter viele ganzseitige Karten und Bilder, zahlreiche Tabellen, 4 Faltkarten sowie eine geologisch-petrographische Übersichts-karte des Nordschwarzwalds (50x47 cm) im Anhang.
Format: 14,8x21 cm, Gebunden 84,- DM

Presseurteil: Schwäbische Heimat

Das Buch wendet sich vor allem an Mineraliensammler, an geologisch und petrographisch interessierte – und mindestens in großen Zügen mit Grundlagenwissen ausgestattete – Leser. Darüber hinaus wird jeder allgemein landeskundlich Interessierte das Buch mit Gewinn benutzen: die Darstellung greift weit über das engere Fachgebiet hinaus und stellt so mannigfaltige Zusammenhänge dar, daß man fast von einer „Geographie des Nordschwarzwaldes“ sprechen kann.

Werner Bils

MORITZ SCHAUENBURG VERLAG, D-7630 Lahr/Schw.

In Ihrer Buchhandlung:

Die Alb und ihre Fossilien

Beurlen/Gall/Schäirer

ISBN 3-440-04554-4

kart. DM 19,80

Die Schwäb. Alb in Farbe

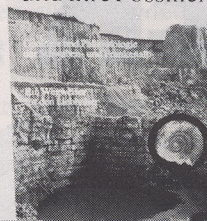
Ballenberger/Haas

ISBN 3-440-04668-0

kart. DM 8,80

**Die Alb
und ihre Fossilien**

Beurlen, Gall, Schäirer

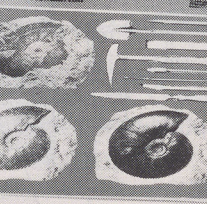


**Die Schwäbische Alb
in Farbe**

Ein Reiseführer
für Naturfreunde
mit 112 Farbfotos



**Fossilien
bergen, präparieren
und ausstellen**



**Geologischer
Wanderführer:
Schwäbische Alb**



**Fossilien bergen, präparieren
und ausstellen**

Gerhard Lichter

ISBN 3-440-04707-5

kart. DM 34,-

**Geologischer Wander-
führer: Schwäbische Alb**

Botsch/Schniepp

ISBN 3-440-04708-3

kart. DM 14,80

Bitte fordern Sie Informationsschriften an:

(Mineralien 970191, Kosmos Reiseführer 970120)

Kosmos-Verlag, Postfach 640, 7000 Stuttgart 1

„Zugreifen sollte man können... Sie können!“

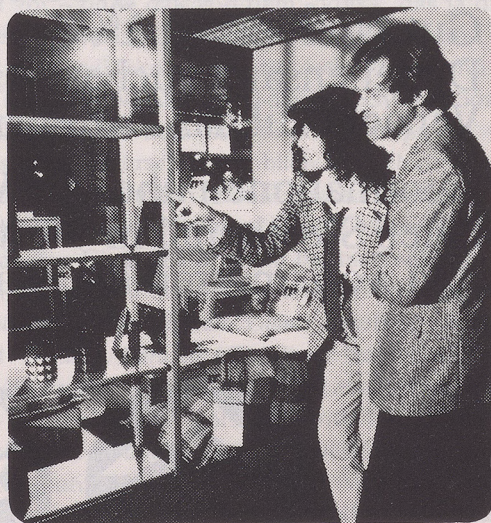
Erwin V.
s-Geldberater



Da trägt man sich schon lange mit einem Wunsch,
und dann plötzlich passiert es. Man steht vor dem Schaufenster,
sieht was man sucht und das auch noch zu einem Preis,
der aus dem Kaufen Sparen macht. Wenn man in so einem Moment
nicht gerade über das Guthaben verfügt, ist es gut zu wissen,
wo man das nötige Geld trotzdem haben kann –
durch den Dispo-Kredit auf dem s-Girokonto. Sie müssen weder
Ihr Sparkassenbuch plündern noch einen Kredit beantragen.
Denn wenn Sie einen Dispo-Kredit einmal vereinbart haben,
können Sie jederzeit darüber verfügen und zugreifen,
wenn's günstig ist.

Denken Sie bei der nächsten guten Gelegenheit daran:
Ihr s-Girokonto hat einen eingebauten, automatischen Kredit.

Der s-Dispo-Kredit unser Kredit-Service für Sie.



wenn's um Geld geht
Sparkasse

ten, nachdem sie erläuternd über die Zusammenhänge von *Volkstracht und Trachtenschmuck* referiert und auch Probleme wie *Verhältnis zum Schmuck der Oberschicht / Schmuck als Ware / oder Techniken am volkstümlichen Schmuck* abgehandelt hat. Abgebildet sind (Nr. 40 allerdings ohne Legende! Außerdem scheint das Bild auf dem Kopf zu stehen – vgl. Nr. 315 bei SCHLEE!) – in vorzüglichen, zum Teil großformatigen Fotografien – ausgesprochene Prachtexemplare von Schließen und Knöpfen, Ringen und Ketten. Meist handelt es sich um Museumsstücke – also um eine Auswahl des besonders Kostbaren – und also wohl um großbäuerlichen Schmuck.

Ganz selbstverständlich sind auch in KARL KLÖCKNERS Darstellung über «Alte Fachwerkbauten» nicht etwa die letzten windschiefen Katen und Seldnerhäuser dargestellt, sondern vor allem die Prachtexemplare von Tecklenburg bis Winterstettenstadt, von Goslar bis Monschau – aber gerade hier kommt mit einem Ensemble an der Rur Alltag ins Bild, den der sorgfältige Leser und Betrachter immer häufiger entdeckt – nicht zuletzt auch in den einleitenden Abschnitten *Werkstoff Holz / Das Handwerk / Der Zimmermann / Der Fachwerkbau / Ursprünge / Frühformen / Vom Pfostenbau zum Ständerbau / Ankerbalkengefüge / Der Stockwerkbau / Das Sparrendach / Die Gefache*. Außer dieser mehr technischen Einführung gibt der Verfasser einen Überblick über die Geschichte des Fachwerkbaus in den wichtigsten Fachwerk-Landschaften – der oberdeutsch-alemannischen, der mitteldeutsch-fränkischen und der niederdeutschen. Unter dem Titel *Ensembles von Fachwerkbauten* gibt er so etwas wie eine Zusammenfassung, die allerdings in ihrer ideologischen Verspannung zwischen moderner *Behälterarchitektur* und dem *Kubischen und Glatwandigen*, das er *mediterraner Baukunst* zuschreibt, weder das Charakteristische der historischen Hauslandschaften voll in den Griff bekommt, noch Ansätze vermittelt für deren zukünftige Behandlung.

Maria Heitland

Natur und Umwelt

DIETER SCHLEE und WERNER GLÖCKNER †: **Bernstein**. Bernsteine und Bernstein-Fossilien. (Stuttgarter Beiträge zur Naturkunde, Serie C, Nr. 8). Staatl. Museum für Naturkunde Stuttgart 1978. 72 Seiten, 10 schwarzweiße und 21 farbige Abbildungen.

Der Autor ist als Fachmann für die Stammesgeschichte der Tiere weit bekannt. Er erläutert hier in sehr gut verständlicher Weise Methoden und Erkenntnisse eines Teilgebietes seiner Forschungen, das sich mit den im Bernstein eingeschlossenen Tieren beschäftigt. Er beantwortet Fragen wie: Welche Tiergruppen finden sich besonders häufig im Bernstein? Wie ermittelt man Alter und Herkunft von Bernstein? Wer waren die Harzproduzenten? – In einem gesonderten Kapitel stellt er wichtige Bernsteine vor, die er ansprechend kennzeichnet als *der geologische Älteste* (Libanon-Bernstein), *der Berühmteste* (Baltischer Bernstein) oder *der Überraschendste* (Dominikanischer Bernstein). – Der wissenschaftlichen Auswertung der Einschlüsse und

den dabei angewandten Untersuchungsmethoden sind ausführliche Kapitel gewidmet, daneben finden sich aber auch Angaben über die Verwendung des Bernsteins bei der Schmuckherstellung. – Die Darstellung ist ohne jede paläontologische oder geologische Vorbildung verständlich; 16 wunderschöne, ganzseitige Farbphotos von Einschlüssen (WERNER GLÖCKNER †) – alle sind mit einer ausführlichen, sehr informativen Erläuterung versehen – ergänzen und illustrieren den Text auf eine dem Gegenstand angemessene kostbare Weise.

Werner Bils

RÜDIGER GERMAN: **Die landschaftliche Gestaltung von Materialentnahmestellen**. Beispiele zur geomorphologischen Wiedereingliederung von Steinbrüchen. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 8) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1976. 48 Seiten, 26 Abbildungen. Broschiert DM 9,–

Die Arbeit wendet sich an Unternehmer, Landschaftspfleger und Erdwissenschaftler. Sie behandelt die Möglichkeiten, ehemalige Steinbrüche so umzuwandeln, daß sie sich harmonisch in die sie umgebende Landschaft einfügen; berücksichtigt werden dabei jedoch nur geomorphologische Überlegungen. Die verschiedenen Möglichkeiten der Wiedereingliederung von Steinbrüchen werden nicht theoretisch dargestellt, sondern – und das ist die besondere Stärke dieses Heftes – an Hand von fünf konkreten, in der Landschaft überprüfbar Beispielen von Steinbrüchen des Weißen Jura im Bereich Südwürttemberg-Hohenzollern. Kartenausschnitte (1:25000), Profile, Grundrisse der Materialentnahmestellen mit eingetragenen Höhenlinien sind für jedes Beispiel beigefügt und mit ausführlichen, informativen Unterschriften versehen. Dieses Heft gehört in die Hand eines jeden, der sich mit der praktischen Durchführung solcher Wiedereingliederungen befaßt; es gibt aber indirekt auch wertvolle Hinweise, die schon bei Genehmigung und Einrichtung von Entnahmestellen berücksichtigt werden sollten.

Werner Bils

SIEGMUND SEYBOLD: **Die aktuelle Verbreitung der höheren Pflanzen im Raum Württemberg**. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 9) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1977. 201 Seiten, 1494 Verbreitungskarten. Broschiert DM 12,–

Um festzustellen, ob eine Tier- oder Pflanzenart vom Aussterben bedroht ist, und um vielleicht doch noch zu verhindern, daß Arten völlig verschwinden, ohne daß wir es bemerken, benötigen wir Bestandsaufnahmen, also Listen, Karten oder Ähnliches, aus denen die Verbreitung der Arten zu ersehen ist. Ein solches Verzeichnis wird hier vorgelegt. Der Autor hat, zusammen mit seinen ehrenamtlichen Mitarbeitern, in mühevoller Arbeit über hunderttausend Einzeldaten aus den letzten dreißig Jahren über die Verbreitung der höheren Pflanzen im Gebiet des

ehemaligen Landes Württemberg gesammelt. In sehr übersichtlicher Weise ist das Vorkommen von Pflanzenarten – angefangen bei den Schachtelhalmen bis hin zu den Korbblütern – in fast 1500 Verbreitungskarten dargestellt. In systematischer Ordnung erhielt jede Pflanzenart ihre eigene Karte, Grundlage bilden Meßtischblätter.

Ein Register der deutschen Artnamen (neben einem der lateinischen) und Beispiele für die Auswertungsmöglichkeiten der Karten sorgen dafür, daß das Heft nicht nur für den Fachwissenschaftler, sondern auch für den interessierten Laien benutzbar wird – und das heißt für den Liebhaberbotaniker ebenso wie für den aktiv am Naturschutz beteiligten Naturfreund.

Werner Bils

Fortbildung im Naturschutz. 1. Aufgaben der Naturschutzbeauftragten – Landschaftsplanung. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Band 10). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1977. 162 Seiten, broschiert DM 9,-

Hier werden sechzehn Referate einer Fachtagung für Naturschutzbeauftragte zusammengefaßt, die im Frühjahr 1977 in Bad Boll stattgefunden hat. Sie wenden sich vorwiegend an die unmittelbar Beteiligten und Betroffenen, also an die Naturschutzbeauftragten und ihre Partner bei den Behörden. Behandelt werden zunächst die Stellung der Beauftragten und die Eingriffsregelung des Naturschutzgesetzes; der Hauptteil beschäftigt sich jedoch mit verschiedenen Seiten der Landschaftsplanung – sowohl in der konkreten Form von landschaftspflegerischen Begleitplänen als auch nach den eher allgemeinen Grundlagen und Bedingungen. Bemerkenswert, daß – trotz der sonst in diesem Band üblichen (und sinnvollen!) dialektischen Gegenüberstellungen von Referaten aus jeweils verschiedener Sicht – wohl von den Forderungen der Bauleitplanung an die Landschaftsplanung die Rede ist, nicht jedoch von den in umgekehrter Richtung zu erhebenden Forderungen!

Werner Bils

WOLFGANG EHMKE: Landschaftsökologische Untersuchungen im Verdichtungsraum Stuttgart (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 12) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1978. 137 Seiten, 13 Abbildungen, 31 Tabellen, 7 Kartenbeilagen. Broschiert DM 16,50

Dargestellt sind Untersuchungen nur im nordöstlichen Teil des Verdichtungsraumes Stuttgart – etwa von Oberürkheim im Süden bis Neckarrens im Norden, von Zufenhausen im Westen bis Großheppach im Osten – als größere Gemeinde gehören dazu – außer Teilen der Landeshauptstadt – Fellbach und Waiblingen. Untersuchungsgegenstände waren Relief, Gewässer, Gestein, Boden, Klima und Vegetation. Die auch für interessierte Laien gut verständliche Darstellung ist sehr übersichtlich

gegliedert und wird durch zahlreiche Tabellen und Graphiken anschaulich ergänzt. Der Autor stellt insbesondere die gegenwärtigen landschaftsökologischen Grundlagen und Landschaftsbelastungen dar; darüber hinaus aber berücksichtigt er auch die zukünftige Entwicklung und kann so Hinweise für weitere ökologische Arbeiten, für Bauleitplanung, Verkehrs- und Landschaftsplanung geben. – Besonders hervorzuheben sind die beigelegten mehrfarbigen Karten. Im Maßstab 1:50000 werden auf ihnen die Ergebnisse der Untersuchung in hervorragender Weise dargestellt. Man findet dort (je auf einzelnen Blättern): Siedlungsentwicklung und derzeitige Nutzung der Freiräume (Planungen sind miteinbezogen) – Orohydrographische Verhältnisse – Kaltluftgefährdung als Maß für die ökologische Standorteignung – Lärmbelastung – Auswahl von Landschaftschäden und -eingriffen.

Wertvoll ist die Erarbeitung von ökologischen Vorrangflächen. Sie sind auf einer gesonderten Karte eingetragen und werden auf einer weiteren der geplanten Nutzung gegenübergestellt. Die Zahl der Fälle, in denen neue Straßentrassen und geplante Neubaugebiete in ökologisch wertvolle Bereiche fallen – Gebiete der landschaftlichen Nutzung, der Lufterneuerung, der Grundwasserneubildung oder der Erholung in der Natur – ist erschreckend hoch und macht es wünschenswert, daß dieses Heft Leser zu besonderer Wachsamkeit anregt.

Werner Bils

Varia

EGON RIEBLE: Im Jesusle isch es langweilig. Heilige amol anderscht. Mundartgedichte, bebildert von Wolfgang Moseler. Verlag Wolfgang Moseler Rottweil-Neufra 1978. 92 Seiten. DM 29,50

Dem Jesuskind auf dem Arm der Gößlinger Schutzmantelmadonna mag es langweilig sein, nicht dem Leser der 39 Gedichte in schwäbischer Mundart, in der Mundart des Rottweiler Stadtteils Göllsdorf, wo EGON RIEBLE zu Hause ist. Dem Leser ist es nicht nur wegen der knappen und zugleich hintergründig-humorvollen Verse nicht langweilig, er wird durch die Gegenüberstellung von Kunstwerk und Gedicht zum Betrachter und Entdecker. Mit den Augen von EGON RIEBLE, Kulturreferent des Landkreises Rottweil seit 1970, der seit Jahren mit Ausstellungen, Führungen und Veröffentlichungen versucht, die Kluft zwischen hehrer Kunst und dem einfachen Mann zu verringern. Mit seinen schwäbischen Gedichten, oft nur Aperçus, baut er diese Distanz weiter ab, wie NORBERT FEINAUGLE in seinem Vorwort erläutert. In Fußnoten werden schwierige Ausdrücke erklärt, im Anhang werden Standort und kunsthistorische Einordnung der Kunstwerke gegeben.

Martin Blümcke

MANFRED BOSCH: Mir hond no gnueg am Aalte. Neue alemannische Gedichte. Im Selbstverlag des Autors Grunertshofen 1978. 90 Seiten. Broschiert DM 6,50

Bei der seit einiger Zeit wieder verstärkt beachteten Mundartliteratur wird man zumindest zwei Richtungen zu unterscheiden haben: Die eine, die Mundart dazu be-

**Höchstprämien
und Zinsen kassieren,
Träume erfüllen,
Wünsche
verwirklichen:**

Bausparen mit Wüstenrot.

Ihr erster Schritt zu den eigenen vier Wänden: Schließen Sie bei Deutschlands ältester und erfahrenster Bausparkasse einen Bausparvertrag ab.

Lassen Sie sich dafür belohnen: Vater Staat zahlt Ihnen die höchsten Prämien, Wüstenrot gibt ansehnliche Zinsen und garantiert außerdem billige Darlehen zu nur 4,5 oder 5% Zinsen. Damit können Sie nicht nur bauen, sondern auch renovieren, modernisieren

oder teure Hypotheken ablösen.

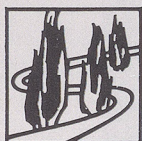
Was immer Sie auch planen: Nach sieben Jahren haben Sie auf jeden Fall ein kleines Vermögen auf dem Konto. Mit dem Sie machen können, was Sie wollen.

Jeder Wüstenrot-Berater und jede der über 700 Wüstenrot-Beratungsstellen in der Bundesrepublik hilft Ihnen mit gutem Rat und vielen kostenlosen Tips.

wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum

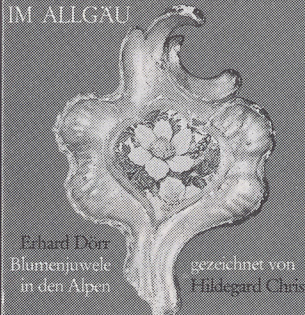
Gastliches Härtsfeld

Reizvolle Landschaft der Schwäbischen Ostalb (457–723 m). Weite Waldungen, Wacholderheiden, Sehenswürdigkeiten, Kunstdenkmäler, Burg Katzenstein, Kapfenburg, Abtei Neresheim, Schloß Taxis, Jagdschloß Duttenstein mit Wildpark. Vielseitige Erholungs- und Wandermöglichkeiten, Schwimmen, Bootfahren, Segeln, Motor- und Segelflugsport, Tennis, Minigolf, Reiten, Kutschfahrten. Freundliche Gasthöfe, Pensionen und Ferienwohnungen. Vollpension ab DM 19,-.



Prospekte vom **Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V.**
Geschäftsstelle Rathaus, 7921 Nattheim-Auernheim, Telefon (0 73 26) 3 47

KLEINE KOSTBARKEITEN IM ALLGÄU



Erhard Dörr
Blumenjuwelle
in den Alpen

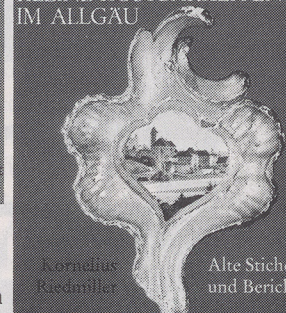
gezeichnet von
Hildegard Christ

Aus dem
Verlag für Heimatpflege
im Heimatbund Allgäu
Königstraße 25, 8960 Kempten

Kleine Kostbarkeiten aus dem Allgäu

DM 16,80

KLEINE KOSTBARKEITEN IM ALLGÄU



Kornelius
Riedmiller

Alte Stiche
und Berichte

Georg Kleemann

Den Urmenschen auf der Spur

Erzählungen aus zwei Millionen Jahren

160 Seiten mit fünf doppelseitigen Illustrationen
von Wolfgang Tambour, gebunden 19.80 DM

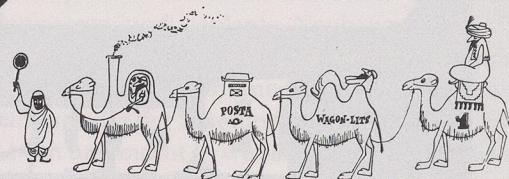
Seit der »Rulaman«, die klassische »Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen«, zum ersten Male erschienen ist, sind mehr als 100 Jahre vergangen. Damals waren erst wenige Jahrtausende der Menschheitsgeschichte zu überblicken – heute wissen wir dagegen, daß die Menschheit mindestens zwei bis drei Millionen Jahre alt ist. Deshalb sehen die Lebensbilder unserer Ahnen heute auch anders aus als damals.

Wie lebten und überlebten die Urmenschen? Wie konnten sie sich verständigen? Was wissen wir von ihnen? Diese Fragen beantwortet Georg Kleemann in fünf spannenden Erzählungen, in denen er – ausgehend von den neuesten Forschungsergebnissen – fünf Etappen der Entwicklung des Menschen durch zwei Millionen Jahre beschreibt.

Erschienen im Verlag des »Rulaman«

Rainer Wunderlich Verlag Tübingen

Karawane Studien-Reisen



Sie müssen nicht unbedingt auf einem Kamel reiten, wenn Sie eine Karawane-Reise buchen wollen . . .

Wir veranstalten Bahn-, Bus- und Flugreisen, Wanderfahrten und Kreuzfahrten – weltweit!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1979 zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse, Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



BRILLEN Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15. beim Wilhelmsbau

nutzt, um nostalgische Sehnsüchte an eine angeblich »heile« Vergangenheit zu wecken, die aus dem Dialekt eine geradezu exotische Angelegenheit von angeblich hintersinnigen, neunmalklugen und quasi-philosophischen »Originalen« macht, und die andere Richtung, die Mundart als Sache des Alltags, als eine selbstverständliche Ausdrucksform von Empfindungen und Erfahrungen ansieht. MANFRED BOSCH, der jetzt seinen zweiten Gedichtband vorgelegt hat, gehört zu denen, die es mit dem Dialekt ernst (und genau) nehmen, die ihn nicht seiner All-Täglichkeit berauben und die eine künstliche Verfremdung vermeiden. Seine Gedichte – in der alemannischen Mundart des Bodenseeraumes geschrieben – hinterlassen beim Leser Spuren: Aha-Erlebnisse, Nachdenklichkeit, Überdenken des Gelesenen. Sie hören sich fast ausschließlich so an, als seien sie Gesprächsfetzen, Bemerkungen, spontane Reaktionen in bestimmten Situationen, die von einem aufmerksamen Chronisten penibel protokolliert sind. So gesehen sind diese Gedichte auch ein Appell an die Leser zum aufmerksamen Zuhören bei seinen Mitmenschen, zu einem Zuhören freilich, das sensibel genug ist, um auf Zwischentöne zu achten.

Er läßt vor allem die zu Wort kommen, die zu eigener literarischer Artikulierung keine Gelegenheit haben. Dies geschieht meist völlig undramatisch, jedoch nicht ohne Nachdenklichkeit zu erzeugen. Damit vermehren sich unsere Informationen über den Alltag, die Arbeit, das Zusammenleben von jung und alt, über offene und schwelende Konflikte in der Gesellschaft, über das Selbstbewußtsein, die Sehnsüchte aber auch die Leiden derer, die sich in diesen Gedichten wiedererkennen.

Werner Frasch

WILLY BAUR: **Geschichten rund um die Zollernalb.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1978. 118 Seiten, 8 Zeichnungen. Leinen

Auf den ersten Blick: heiter-besinnliche Geschichten aus Hohenzollern, die meist in der Zeit um die Jahrhundertwende spielen – oder mindestens vor einigen Jahrzehnten. Auf den zweiten Blick: unterhaltsam dargebotene Einblicke in die Geschichte von Kultur und Gesellschaft Hohenzollerns mit ihren eigenen und besonderen Entwicklungen und Beharrlichkeiten. Auf den dritten Blick: eine doch etwas knapp geratene Auswahl aus der Fülle dessen, was der Autor sonst noch erzählen könnte (und vielleicht nur er allein).

Willy Leygraf

DIETER WIELAND: **Bauen und Bewahren auf dem Lande.** Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz Bonn 1978. 78 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert
Kein Handbuch für hochgraduierte Fachleute, sondern eine Sammlung von ganz konkreten, mehr als deutlichen Beispielen und Gegenbeispielen für alle Beteiligten und Betroffenen. Mit einem Text, der sie ganz unmittelbar anspricht, die Hausbesitzer, die ländlichen Baumeister und Fassadenverkleider, die Modernisierer, die Gemeinderäte. Einige Kapitelüberschriften bezeichnen die besonders wunden Punkte – zum Beispiel: *Das Fenster / Die Tür / Das*

Dach / Plastic / Der Laden / Rathäuser, Sparkassen und andere Alpträume. Allerdings: die Scheußlichkeit der Gegenbeispiele und die Tatsache, daß einem zu jeder hier abgebildeten Scheußlichkeit unendlich viele andere einfallen, die man aus eigener Anschauung kennt – dies alles läßt vermuten, daß Stilgefühl, guter Geschmack, Sinn für das Angemessene und die daraus resultierenden Verhaltensweisen in deutschen Ländern nicht gar sehr verbreitet sind. Wird man daran mit solchen gut gemeinten Broschüren etwas ändern können?

Johannes Wallstein

KONRAD THEISS (Hg): **Lebenserinnerungen des Glasmachers Germanus Theiss.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 410 Seiten, 66 Abb., Leinen DM 28,-
Schon der Name »Memoiren-Literatur« ist exklusiv: armer Leute Kind kommt selten auf die Idee oder zu einer Gelegenheit, die Geschichte des eigenen Lebens aufzuschreiben. Um so wichtiger sind die wenigen Beispiele, die Zeitgeschichte aus der Perspektive derer schildern, die diese Geschichte im Volk selbst erlebt – und das heißt meist: erlitten – haben. Die vorliegende – auch auf die vorausgegangene Generation ausgreifende – Lebensbeschreibung eines 1931 wegen der schwierigen Wirtschaftslage vorzeitig aus der Arbeit entlassenen Glasmachers führt in eine Reihe von mittel- und ostdeutschen Zentren der Glasmacherei und in die Zeit des Übergangs von der Manufaktur zur Industrie. Sie zeigt die totale Abhängigkeit der Arbeiter von den Besitzern der Produktionsmittel und macht deutlich, wie vor allem die Familien der Arbeiter von den Veränderungen der Produktionsweise und der Wirtschaftsordnung betroffen waren. Daneben wird geschildert, wie in der Arbeiterschaft sich das Bemühen entwickelte, Zugang zu bekommen zu einer Bildung, die über das bis dahin gesetzte Maß hinausführte. Und vor allem werden Einblicke vermittelt in die frühen Anfänge gewerkschaftlicher Zusammenschlüsse, an denen der Vater des Verfassers aktiv beteiligt war; ebenso erhält man Einblick in das Wirken von geselligen und sportlichen Vereinigungen oder auch in das religiöse Leben, das meist dadurch besonders gekennzeichnet war, daß die katholischen Glasmacher in ganz und gar evangelischer Umgebung lebten. Kurzum: auf eine Fülle von kultur-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Entwicklungen und Zuständen wirft dieser Lebensbericht erhellendes Licht; die Authentizität der Darstellung bestimmt die Betroffenheit des Lesers.

Willy Leygraf

HILDE BERTSCH: **Schwäbisches IMMERGRÜN.** Rottweiler Verlags- und Druckereigenossenschaft e. G. Rottweil 1978. 365 Seiten. Linson DM 19,80

Tag für Tag das Jahr hindurch Hinweise zum Heiligenkalender, auf Gedenktage. Und wenn noch Platz war, eine Wetterregel, ein Vers, manchmal auch ein ganzes Gedicht, gelegentlich Anekdotisches zum Tag oder zur Jahreszeit. Die Auswahl ist gelegentlich recht zufällig, wenn nicht gar willkürlich. Ein Beispiel: Da findet sich im November nichts von Kriegsende und Republik 1918, nichts

auch von den brennenden Synagogen und von den verfolgten jüdischen Mitbürgern 1938. Aber die Nazizeit ist nicht etwa ganz aus dem Gedächtnis der Autorin verschwunden: «Gauleiter Reichsstatthalter Wilhelm Murr» hat – am 14. Mai – sein immergrünes Gedenkblatt! Willy Leygraf

Weitere Titel

RICHARD MEINEL (Hg.): **Stuttgart in alten Ansichtskarten**, Band 2. (Reihe «Deutschland in alten Ansichtskarten»). Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1978. 127 Seiten, 117 Abbildungen. Linson DM 19,80

Die Schwäbische Alb. Text von FRANZ GEORG BRUSTGI, Abbildungen nach Aufnahmen von JOACHIM FEIST, HELLMUT HELL, ALBRECHT BRUGGER, Landesbildstelle Württemberg u. a. (Band 30 der Thorbecke Bildbücher). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, 7. Auflage 1978. 24 Seiten Text mit 5 Abbildungen, 91 Bildtafeln (davon 21 farbig), 1 farbige Ausschlagkarte. Halbleinen DM 28,-

HUBER, ERNA: **Vom Schwarzwald zur Baar**. Kunst- und Geschichtsstätten im Schwarzwald-Baar-Kreis. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 120 Seiten, 91 Abbildungen, eine Karte. Kartonierte DM 14,80

ECKART POTT und JURGEN SCHWOERBEL: **Der Bodensee in Farbe**. Ein Reiseführer für Naturfreunde. Franckh'sche Verlagshandlung W. Keller & Co. Kosmos-Verlag Stuttgart 1978. 71 Seiten, 116 Farbfotos, 53 Zeichnungen. Kartonierte DM 8,80

KORNELIUS RIEDMÜLLER: **Kleine Kostbarkeiten im Allgäu**. Alte Stiche und Berichte. Verlag für Heimatpflege Kempten 1978. 117 Seiten

FRIEDRICH E. VOGT: **So ischs!** Schwäbische Auslese – poetisch serviert. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1978. 80 Seiten, Linson DM 9,80

CARL OSKAR RENNER: **Das Luisle von Munderkingen**. Eine schwäbische Legende. Schwabenverlag Ostfildern 1 1978. 160 Seiten, zwei Abbildungen. Pappband

PETER-ANTON GEKLE: **Gschwätzwerk**. Schwäbische Zeichnungen und Aufzeichnungen. Schwabenverlag Ostfildern 1 1978. 125 Seiten, 7 Zeichnungen. Pappband
LOTHAR ROHRER und WALTER FRÖHLICH: **Unsere Fasnacht**. Holzschnitte zur schwäbisch-alemannischen Fasnacht. Verlag des Südkurier Konstanz 1978. 74 Seiten, 27 Holzschnitte. Leinen, DM 32,50

IRMGARD HILLAR (Hg.): **Altbayern in Schwaben**. Berichte und Forschungsergebnisse aus dem Landkreis Aichach-Friedberg 1977/78. Matthäus Günther Verlag Friedberg 1977/78. 160 Seiten, 28 Abbildungen, 1 Kartenausschnitt. Broschiert

ALFRED HEROLD und GERT QUENZER: **Lexikon Europäische Fernwanderwege**. 233 Seiten

ARTHUR KRAUSE: **Europäischer Fernwanderweg E 1, Flensburg – Lugano – Genua**. 251 Seiten

HELMUT DÜMLER, VEIT METZLER und ROBERT WURST: **Europäischer Fernwanderweg E 4 Bourg Madame – Konstanz – Rust**. 310 Seiten

EDUARD BRAUNS, GERHARD ECKERT, RICHARD GOEDEKE, WOLFDIETER VON HESLER, ERICH KLIMM und FRITZ PETERKA: **Europäischer Fernwanderweg E 6 Roskilde – Flensburg – Rijeka**. 302 Seiten

HELMUT DÜMLER: **Albrandweg**. 167 Seiten

RICHARD GOEDEKE: **Harz**. 239 Seiten

HANS NAUMANN: **Eifel**. 235 Seiten

KARLHEINZ ECKARDT: **Limes 2**. 192 Seiten

Alle vorstehend aufgeführten KOMPASS-Wanderführer sind 1978 als Linson-Broschur im Deutschen Wanderverlag Dr. Mair & Schnabel & Co. in Stuttgart erschienen. Sie sind durchweg mit Kartenskizzen ausgestattet; einige enthalten darüber hinaus Zeichnungen und Abbildungen.

JOHANN SCHILTER: **Chronik der Stadt Freiburg im Breisgau**. Nachdruck der Ausgabe von 1698. Nachwort und Transskription: ROBERT FEGER; genealogische Tafeln: WOLFGANG KUHLMANN. Verlag Rombach Freiburg 1979. 112 Seiten. Leinen DM 24,-

Anschriften der Verfasser

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Dr. Werner Bils, Weihergärtenweg 37, 7410 Reutlingen
Martin Blümcke, Eninger Weg 47, 7417 Pfullingen
Werner Fräsch, Hessenring 79, 6380 Bad Homburg
Prof. Dr. Rüdiger German, Lieschingstr. 2, 7400 Tübingen
Maria Heitland, SCHWÄBISCHER HEIMATBUND, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Dr. Eduard Huber, Schillerstraße 48, 7180 Crailsheim
Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen
Dr. Ehrenfried Kluckert, Vogelsangstraße 10, 7403 Ammerbuch-Reuten

Dr. Wilhelm Kohlhaas, Am Bopserweg 20, 7000 Stuttgart 1
Willy Leygraf, Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Wilhelm D. Pabst, Susoweg 22, 7900 Ulm
Dr. Gustav Adolf Rieth, Bohnenbergerstr. 3, 7400 Tübingen
Dr. Wilfried Setzler, Herrenberger Str. 14, 7400 Tübingen
Dr. Friedrich E. Vogt, Junoweg 1, 7000 Stuttgart 80
Johannes Wallstein, c/o Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT

Volle Kraft voraus



Bausparen ist der sicherste Weg zum Eigenheim. Also volle Kraft voraus und gleich zu Schwäbisch Hall! Je schneller Sie sich für das Bausparen entscheiden, desto schneller kommen Ihnen Vorteile wie Prämien, Steuervergünstigungen und billiges Baugeld zugute.

Am besten, Sie lassen sich gleich ausführlich beraten.

Auf diese Steine können Sie bauen

Schwäbisch Hall

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

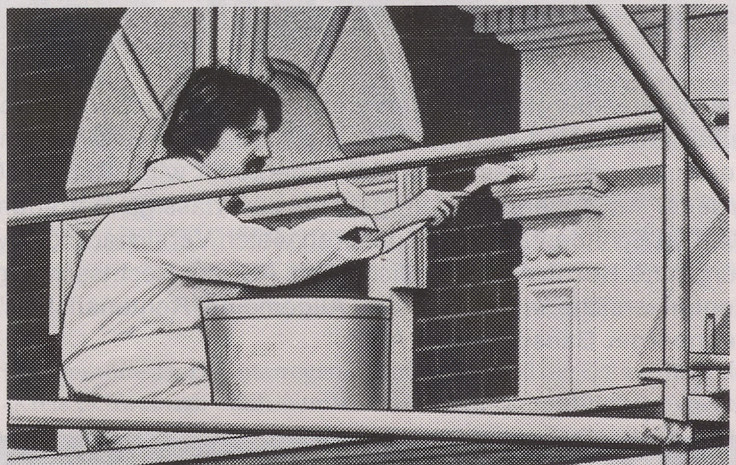
Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.



WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN

Kredit, mit dem Sie Ihrem Haus neuen Glanz geben.

Wenn Sie Ihr Haus renovieren oder modernisieren oder eine energiesparende Heizung einbauen wollen, sprechen Sie auf jeden Fall vorher mit uns. Wir geben Ihnen einen vorteilhaften Kredit und stellen Ihnen das Geld schnellstens zur Verfügung. Bei uns werden Sie so beraten, daß Sie auch alle staatlichen Hilfen nutzen und Ihr Vorhaben zügig unter Dach und Fach bringen.



9794 F

VOLKSBANKEN



RAIFFEISENBANKEN



**versichern
vorsorgen
bausparen**

**Unter diesem Zeichen
werben wir
um Ihr Vertrauen**

Die Württembergische Feuerversicherung AG gehört zu den großen deutschen Versicherungsunternehmen und kann in mehr als 735 Millionen DM Prämieinnahmen einen Beweis für das Vertrauen sehen, das ihr entgegengebracht wird. Rund 14.000 haupt- und nebenberufliche Mitarbeiter im Außendienst sorgen für zuverlässige Betreuung unserer Kunden und für schnelle Hilfe im Schadenfall. Außer unseren vielen Versicherungszweigen betreiben wir für die Württembergische Rechtsschutzversicherung AG das Rechtsschutzgeschäft und vermitteln Lebens- und Rentenversicherungen für die Allgemeine Rentenanstalt AG sowie Bausparverträge für die Leonberger Bausparkasse AG.

Württembergische

Ein gelungenes Beispiel?

Die Landesregierung informiert von Zeit zu Zeit die Bürger des Landes durch eine Beilage zu den Tageszeitungen über dies und jenes aus dem Land. Eigentlich handelt es sich dabei um das, was man auf neu-deutsch *public relation*-Arbeit nennt, also um eine Art von Werbung. Da aber über jeder Seite dieser Beilage das Wappen des Landes prangt, bekommt die Publikation auch etwas Offizielles, Amtliches, etwas von Verlautbarung. Wenn der Bürger an einer solchen Stelle liest: *Ein gut gelungenes Sanierungsbeispiel*, dann kann niemand ihm

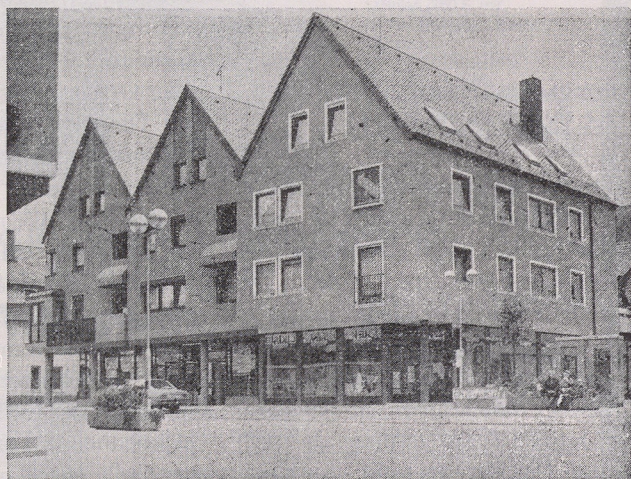
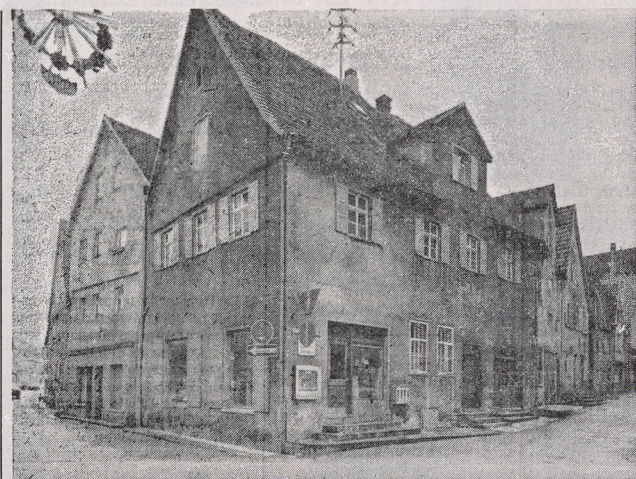
verwehren, daraus eine Aussage zu entnehmen über die Maßstäbe der Landesregierung für *gut*, *gelingen* und *gut gelungen*. Das so vorgewiesene Beispiel wird zum Muster. Aber kann dieses hier vorgestellte Beispiel ein solches Muster sein? An allen drei Häusern ist das Erdgeschoß aufgerissen durch eine kaum gegliederte Schaufensterfront. Die großflächigen Fenster des Eckhauses durchbrechen die Außenhaut des Gebäudes wie Löcher, Gliederung bringen sie auch nicht andeutungsweise in die Allerweltsfassade; ein Kamin betont eher die Langweiligkeit des großflächigen Daches, als daß er die akzentsetzende

Funktion des früheren Mansardengiebels übernehmen könnte. (Gegenüber scheint es übrigens nicht besser auszusehen: statt des alten Wirtshausschildes ragt eine Baukastenform von links ins Bild!). Mag sein, daß man die hier demonstrierten Beispiele zeitgenössischer Architektur (wie in vielen anderen Fällen) hinnehmen muß, weil zwar nichts Besseres gefunden, aber viel Scheußlicheres vermieden werden konnte. Aber man sollte derlei nicht obrigkeitlicherseits maßstabsetzend herausstellen als *gut gelungenes Sanierungsbeispiel*!

Willy Leygraf

4

Vom Land für Leute



Die Stadt, die wieder leben kann

Sanierungsbeispiel

setzungen für die Hilfe des Bundes und des Landes geschaffen werden.

der Hausbesitzer und Mieter erkundet werden. Weil diese Vorbereitungen und die Abwicklung sehr viel Zeit und Fachkräfte erforderten, hat sich die Stadt einer Trägergesellschaft bedient.

Nach der förmlichen Festlegung des Sanierungsgebietes und der Genehmigung durch das Regie-

züge von Hausbesitzern und Mietern, kamen die Bagger zum Abbruch der alten Gebäude. Man schrieb 1975.

Im Frühjahr darauf begannen die ersten Hochbaumaßnahmen, parallel dazu lief der Ausbau von Parkplätzen, der in engem Zusammenhang mit den Grünflächen und dem

Ein gut gelungenes Sanierungsbeispiel: Bopfingen vorher und nachher.

und funktionaler Schwerpunkt der Innenstadt.

Es hat sich als sehr sinnvoll erwiesen, daß Handels- und Dienstleistungsgeschäfte, die Wohnungen

Grabungsschutz für Unterreggenbach

(sh) Das «Rätsel von Reggenbach» ist zwar noch nicht gelöst, aber die Lösung soll auch nicht durch Zerstörung archäologisch bedeutsamer Zeugnisse erschwert oder verhindert wer-

den: Das gesamte Dorf Unterreggenbach (Kreis Schwäbisch Hall) wurde unter Grabungsschutz gestellt. Jeder Eingriff in die Erdoberfläche (Grabungen, Ausschachtungen, Aufschüttungen, Überbauungen u. dgl. m.) bedarf künftig einer besonderen Genehmigung des Landesdenkmal-

amtes. So soll die Erforschung der ins frühe und hohe Mittelalter weisenden bedeutenden Bodenfunde sichergestellt werden. Bemerkenswert ist bei diesem Vorgang: nach Mitteilung des Regierungspräsidiums Stuttgart stehen die Bürger Unterreggenbachs *wie ein Mann hinter ihrer Geschichte*; der

Gemeinderat hat – trotz zu erwartender Einschränkungen und Beschwerden – einstimmig der Schutzverordnung zugestimmt.

Denkmal-Liste für den Rems-Murr-Kreis

(sh) Eine möglichst vollständige Liste aller noch erhaltenen Denkmale der Vergangenheit – auch der eher bescheidenen, wenig spektakulären, die nicht im Denkmalbuch eingetragen sind – möchte der Rems-Murr-Kreis bis zum Sommer vorlegen können. Sie soll den Eigentümern ebenso eine Orientierung geben wie den planenden Behörden. Betreut wird diese ins einzelne gehende Inventarisierung von DR. ADOLF SCHAHL, dem früheren Geschäftsführer und seit der Jahreshauptversammlung Sigmaringen 1978 Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. (Dies zugleich als Korrektur des bedauerlichen zeilenvertauschenden Druckfehlers im Heft 1979/1.)

Energiesparprogramm und Denkmalschutz

In einer «Entschließung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz zu Auswirkungen des Energieeinsparungsprogramms auf den Denkmalschutz» heißt es u. a.: Bund und Länder haben – verbunden mit einer Reihe gesetzlicher und finanzieller Maßnahmen – in einem relativ kurzen Zeitraum mehr als 4 Milliarden DM bereitgestellt, um bauliche Veränderungen zur Energieeinsparung zu fördern. Dieses gesamtwirtschaftlich hoch bedeutsame Förderungsprogramm hat für den Schutz überkommener Bausubstanz zwiespältige Auswirkungen. Einerseits tragen diese Maßnahmen in Altstadtvierteln und auch im ländlichen Raum dazu bei, den Wohnwert alter Gebäude zu erhöhen, und wirken so der Verödung von Stadtkernen und Dörfern entgegen. Aber auf der anderen Seite sind schon jetzt auch erhebliche negative Auswirkungen auf den Denkmalschutz festzustellen. Probleme entstehen vor allem durch

Verwendung bestimmter moderner Baumaterialien an alter Bausubstanz, so zum Beispiel durch

- das Verkleiden von Fassaden mit wärmedämmenden Platten oder Spezialputz;
- den Einbau großflächiger, sprossenloser Isolierglasfenster;
- den Einbau von Solaranlagen in Dächern.

Die Probleme sind lösbar. So können Wärmeschutzmaßnahmen bei mangelhafter Wandstärke unter Berücksichtigung bauphysikalischer Grunderkenntnisse auch im Innern der Gebäude getroffen werden. Verbund- oder Doppelfenster erzielen mindestens die gleiche Wärmedämmung und Schallsisolierung wie das für den Denkmalschutz problematische Isolierglas, das nicht nur die Verwendung von Sprosseneinteilungen erschwert und verteuert, sondern auch viel zu starke Rahmenprofile erfordert. Bei Solaranlagen wird es darauf ankommen, durch eine sorgfältige Abstimmung mit der Industrie den Forderungen harmonischer Dachgestaltung zu entsprechen und die Gefahren für die Dachlandschaft historischer Orte in Grenzen zu halten.

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz bittet deshalb alle zuständigen Stellen des Bundes, der Länder, der Gemeinden und der geldgebenden Institutionen dringend, nur Lösungen zuzulassen, die neben den Zielen der Energieeinsparung auch denkmalpflegerische Belange, gestalterische Gesichtspunkte des Ortsbildes und bauphysikalische Gegebenheiten berücksichtigen und eventuelle Mehrkosten durch denkmalpflegerische Auflagen mit zusätzlichen Förderungen aufzufangen.

Deutscher Preis für Denkmalschutz 1979

(DSI) Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat zum Jahresbeginn den «Deutschen Preis für Denkmalschutz 1979» ausgeschrieben. Wie bereits 1978 sollen auch in diesem Jahr wieder beispielhafte Leistungen zur Erhaltung des baulichen Erbes ausgezeichnet werden. Der Deutsche Preis für Denkmalschutz

besteht in der Vergabe des Karl-Friedrich-Schinkel-Ringes, von Reisestipendien und Ehrengaben. Er gilt Persönlichkeiten oder Gruppen, die durch ihre Initiative wesentlich zur Erhaltung und Rettung von Gebäuden, Ensembles, Altstadtkernen und Dörfern beigetragen haben; er gilt ebenso Journalisten und Publizisten, die in beispielhafter Weise auf Probleme des Denkmalschutzes aufmerksam gemacht haben. – Vorschläge sind bis zum 15. Juni 1979 zu richten an das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz, Geschäftsstelle beim Bundesminister des Innern, Hohe Str. 67, 5300 Bonn-Tannenbusch. Dort kann auch ein Faltblatt mit weiteren Einzelheiten über die einzureichenden Unterlagen angefordert werden.

Kultusministerkonferenz zu «Kunst am Bau»

(KMK-sh) Die Kultusministerkonferenz hat unlängst eine Empfehlung zum Problem «Kunst am Bau» beschlossen. Darin sprechen sich die Kultusminister und -senatoren der Bundesländer für eine konsequente Förderung der «Kunst am Bau» aus. In der Empfehlung wird im einzelnen ausgeführt, daß bei Baumaßnahmen, die sich für «Kunst am Bau» nicht eignen, die Mittel als Verstärkungsmittel für «Kunst am Bau»-Maßnahmen an anderen Objekten oder im Zusammenhang mit schon bestehenden Bauten verwendet werden sollten. Weiter alternativ könnten sie in einer Einrichtung eingebracht werden, die nichtstaatliche Bauträger berät und ihnen Zuschüsse zu freiwilligen «Kunst am Bau»-Maßnahmen gibt. Nur bei Baumaßnahmen, die sich aus denkmalpflegerischen Gründen nicht für «Kunst am Bau»-Maßnahmen eignen, würden keine «Kunst am Bau»-Mittel veranschlagt. Zur Höhe der Mittel für «Kunst am Bau» wird empfohlen, die Mittel je nach Bausumme zu staffeln. Dabei sollten durch entsprechende Staffelsätze unverhältnismäßig hohe Spitzenbeträge bei Großprojekten vermieden, bei kleinen Bauvorhaben jedoch ausreichende Beträge erreicht werden. Ziel

Baden-Württemberg in Text und Bild im Konrad Theiss Verlag

Neu

**Kunst und Archäologie
im Kreis Schwäbisch Hall**
von Hans-Joachim König/
Horst Clauß/
Ursula Pfistermeister.

400 S., 345 Abb., Leinen,
Subskriptionspreis DM 19,80
(gültig bis 11. 6. 79),
danach DM 24,-.

Der handliche und informative
Führer über die Kunst-
und Kulturlandschaft
des Kreises Schwäbisch Hall.

Die Alamannen

Archäologie eines lebendigen
Volkes. Von R. Christlein.
298 S. mit 112 Tafeln, davon
54 farbig, 135 Zeichnungen
und Karten im Text. Bildband-
Großformat 25 x 25,5 cm.
Leinen DM 85,-.

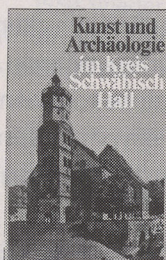
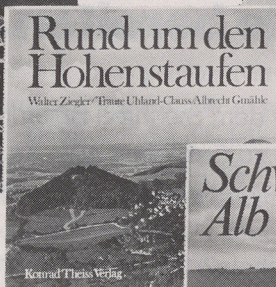
Die erste Archäologie der
Alamannen in Text und Bild.
Eindrucksvolle Funde aus allen
Epochen und dem gesamten
alamannischen Siedlungs-
gebiet vermitteln ein ganz
neues und faszinierendes Bild
von Herkunft, Gesellschaft,
Kunst und Kultur der
Alamannen.

Schwäbische Alb

Von G. Gaiser/H. Baumhauer.
216 S. mit 138 Kunstdruck-
tafeln, davon 49 farbig.
2. unveränderte Auflage 1978,
Leinen DM 59,-.
Der beeindruckende Bildband
über die herb-liebliche Kultur-
landschaft der Alb,
herausgegeben unter
Mitwirkung des Schwäbischen
Albvereins.

In Ulm und um Ulm herum

Hrsg. vom Schwäbischen
Albverein e. V. 256 S. mit
54 Zeichnungen und eine
ausführliche, farbig
Wanderkarte. Flexibler
Plastikeinband. DM 19,80.
Aus dem Inhalt: G. Thost:
Bau der Landschaft.
H. Rauneker: Pflanzenwelt.
W. Dreher: Tierwelt. G. Wal-
ter: Naturschutz. H. Seiffert:
Landwirtschaft. H. Müller-
Beck: Ur- und Frühge-
schichte. H. Pflüger: Ulm -
Stadtrundgang. A. Rieber:
Ulmer Münster. S. Mall:
Ehingen - Stadtrundgang.
H. Dreher: Blaubeuren.
W. Siehler und H. Holtz:
94 Rundwanderungen
(auf der beiliegenden
Wanderkarte gekennzeichnet).



Rund um den Hohenstaufen

Landschaft, Geschichte, Kunst
im Stauferkreis Göppingen.
Von W. Ziegler/T. Uhland-
Claus/A. Gmähle u. a.
164 S. mit 107 Tafeln,
davon 35 farbig. Leinen
DM 49,-.

Schwäbische Landschaft und
schwäbische Geschichte sind
die großen Themen dieses
Bildbandes über den Kreis
Göppingen.

Der Neckar

Von C. Gräter/J. Feist.
232 S. mit 119 Kunstdrucktafeln,
davon 49 farbig. Leinen
DM 59,-.

Die faszinierende Biografie
eines Flusses von der Quelle
bis zur Mündung, lebendiger
Spiegel des Landes.

Stuttgart

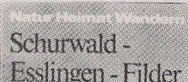
Ein Führer durch Stadt
und Landschaft. Von Knitz
(H. Freudenberger) 304 S.
mit 72 Abbildungen und
siebenfarbigem Stadtplan in
Lasche. Kst. Jetzt DM 9,80.
Der umfassende Stuttgart-
führer für Neulinge, Fremde
und Einheimische.

Der Schwabe und die Obrigkeit

Nicht nur Gemütvollles aus
alten Akten und schwäbischen
Dorfarchiven. Von A. Bischoff-
Luithlen. 260 S. mit
10 Zeichnungen. Leinen
DM 28,-.

Der Alltag des „kleinen
Mannes“ im alten
Württemberg sein Verhältnis
zur weltlichen und geistlichen
Obrigkeit. Kurzweiliges und
Interessantes über Brauchtum
und Sitte.

Die neue heimatkundliche Wanderreihe des Schwäbischen Albvereins: Natur · Heimat · Wandern



Hans Binder Höhlenführer Schwäbische Alb

Herausgegeben vom
Schwäbischen Albverein e. V.
200 Seiten mit 33 Zeich-
nungen und Kartenskizzen
und mit 32 Kunstdruck-
tafeln, davon 8 farbig.
Flexibler Plastikeinband,
DM 19,80.

Das maßgebliche Hand-
buch und der unentbehr-
liche Führer für alle Höhlen-
exkursionen. Bekannte und
unbekannte Höhlen werden
vorgestellt und erschlossen
in Text und Bild, ebenso die
vielfältigen Karsterschei-
nungen, die das Bild der
Schwäbischen Alb prägen,
wie Quellen, Wasserfälle,
Hungerbrunnen u. a.

Schurwald - Esslingen - Filder

Herausgegeben vom
Schwäbischen Albverein e. V.
176 Seiten mit 50 Abbildun-
gen und Kartenskizzen.
Kt. DM 12,-.

Dieser handliche Führer
behandelt zwei gegensätz-
liche Landschaften, die
Waldlandschaft des Schur-
waldes und die offene Feld-
landschaft der Filder, da-
zwischen liegen das tief
eingeschnittene Neckartal
mit Esslingen. Namhafte
Autoren behandeln aus-
führlich die Landschaft,
Geologie, die Pflanzen-
und Tierwelt, die Geschichte
und Kultur Esslingens und
seines Umlandes. Ein bau-
geschichtlicher Rundgang
durch Esslingen, zwei Rund-
fahrten für Eilige und 30
Wandervorschläge runden
den Band ab.



Konrad Theiss Verlag GmbH
Stuttgart und Aalen
Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

Die hier aufgeführten Titel
erhalten Sie in Ihrer Buch-
handlung. Sie stellen nur
einen kleinen Ausschnitt
aus dem Verlagsprogramm
dar. Bitte fordern Sie einen
ausführlichen Verlags-
prospekt an.



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN

HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

GESCHÄFTSFÜHRERIN

W. R. R.

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigelegte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Beitragszahlung.



Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so!

(Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 26,- (einen Jahresbeitrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch auch an der Verlosung der Werbeprämien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/II
7000 Stuttgart 1

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19____ auf den Namen:

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Datum

Unterschrift

einer kontinuierlichen Entwicklung sollte sein, im Gesamtdurchschnitt aller Bauvorhaben einen prozentualen Anteil von mindestens 2% der Bau-summe für «Kunst am Bau» zu erreichen.

Als «Kunst am Bau»-Maßnahmen sind nach Ansicht der Kultusminister Leistungen bildender Künstler an und in Bauten oder Baukomplexen und den dazugehörenden Außen- und Gartenanlagen zu verstehen. Hierzu gehörten auch die Anfertigung von Entwürfen für Kunstwerke oder künstlerisch gestaltete Bauteile, deren Herstellung zusätzliche handwerkliche Leistungen Dritter erforderlich macht. Die bildenden Künstler sollten möglichst frühzeitig beteiligt werden. Die Beteiligung bildender Künstler schon bei der Formulierung der Bauaufgabe sei jedoch keine «Kunst am Bau»-Maßnahme, vielmehr sollten hier bildende Künstler als Sonderfachleute herangezogen und honoriert werden.

Die Kultusminister empfehlen schließlich, daß bei geeigneten Bau-maßnahmen anderer Bauträger, die von den Ländern bezuschußt werden, bei der Höhe des Zuschusses ein entsprechender Anteil für «Kunst am Bau»-Maßnahmen berücksichtigt werden soll. Die Länder sollen auch bei den Förderungsvorschriften für den sozialen Wohnungsbau ermöglichen, daß wenigstens die Bauherren für größere zusammenhängende Vorhaben entsprechend dieser Empfehlung Mittel für «Kunst am Bau» verwenden.

Wettbewerb «Denkmalschutz und neues Bauen»

(DSI) Die Stadt München veranstaltet jeweils in den Jahren 1979, 1981 und 1983 einen Wettbewerb zum Thema «Denkmalschutz und neues Bauen». Der erste Wettbewerb soll möglichst im Mai 1979 abgeschlossen werden. Ziel des Wettbewerbs ist es, vorbildliche Beispiele zeitgenössischer Architektur in Ensemblebereichen und in der Nähe von Baudenkmälern zu würdigen und zu fördern. Für den Wettbewerb 1979 kommen Neubauten in Ensemblebereichen und in der

Nähe von Baudenkmälern in Betracht, die nach 1974 innerhalb der Stadtgrenzen errichtet und bis 1978 fertiggestellt wurden. Im jeweiligen Wettbewerb werden bis zu 3 Preise in Höhe von je 5000 DM zusammen mit einer Urkunde vergeben. Der Preis wird Bauherrn und Architekten gemeinsam und zu gleichen Teilen zuerkannt. – Es ist beabsichtigt, Fotos der Wettbewerbsbeiträge nach der Prämierung in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Aus Marbach

(snm-sh) Das Schiller-Nationalmuseum ist in diesem Jahr geschlossen, weil der zu Anfang des Jahrhunderts erstellte Bau gründlich renoviert wird. Auch ein Teil der Ausstellungsstücke, die seit langen Jahren in den Vitrinen der Dauerausstellung gezeigt wurden, müssen restauriert werden. Wenn das Haus im Frühjahr 1980 wieder eröffnet wird, soll eine um ein Drittel vergrößerte Ausstellungsfläche zur Verfügung stehen, so daß neben SCHILLER und anderen Dichtern aus Schwaben auch sonstige Beispiele für die Literatur des 19. Jahrhunderts – vor allem aus der Produktion des Cotta-Verlages – gezeigt werden können. Nicht betroffen von der Schließung ist das Deutsche Literaturarchiv, es bleibt auch 1979 geöffnet (für wissenschaftliche Benützer); auch die Marbacher Kolloquien finden statt wie üblich, so wird am 30. Mai ELIAS CANETTI u. a. aus dem «Beruf des Dichters» lesen.

Die Bildabteilung des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs verfügt heute über rund 30 000 Sammelstücke. Das Schriftstellerporträt von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart bildet einen Schwerpunkt der Sammlungen. Die als Unikate zu bezeichnenden Stücke daraus werden nun zum ersten Mal in einem zweibändigen Bestandsverzeichnis zusammengefaßt, mit technischen Daten nachgewiesen und teilweise abgebildet. Der Anhang des zweiten Bandes enthält ein Verzeichnis von Porträt-Silhouetten LUISE WALTHERS und das Register der Bildhauer, Maler, Zeichner und Scherenschneider.

Betrifft Karl von Häberlin

Für eine Dissertation über den schwäbischen Geschichtsmaler KARL VON HABERLIN (Oberesslingen 1832 – Stuttgart 1911) werden Hinweise jeglicher Art (Besitzer von Gemälden, Zeichnungen, Briefen; mündliche Überlieferungen; Nachkommen) erbeten an: Peter Pech, Saarstraße 22, 7400 Tübingen 6.

Alte Ortsnamen weiterhin benützen!

(sh) Die Namen der einst selbständigen Gemeinden müssen nicht aus den Postanschriften verschwinden. Auch wenn die Zustellpostämter mit Zahlen bezeichnet werden, kann man in Absender- und Adressenangaben weiterhin erkennbar machen, in welchem Ort man wohnt oder eine Firma ihren Sitz hat. Die Bundespost hat keine Einwendungen, wenn dieser Ortsname zwischen der Namens- und der Straßenzeile eingefügt wird. Also:

Fabian Reitzenstein
Wurmlingen
Taubenstraße 128
7407 Rottenburg 5

Wenn schon die Post diese Möglichkeit einräumt, warum sollte man dann nicht den alten Ortsnamen in dieser Weise auch weiterhin benützen?! Nicht nur, damit diese Namen nicht so schnell aus dem allgemeinen Bewußtsein entschwinden: man muß auch nicht gar so umständlich suchen und fragen, wenn man wen zum ersten Mal besuchen will – etwa: «Wie komme ich nach Stuttgart 80?»

Persönliches

DR. WILHELM KOHLHAAS – Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMAT-BUNDES von 1956 bis 1959, über lange Jahre Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft gegen die Schiffbarmachung von Hochrhein und Bodensee, Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Geschichte Stuttgarts – feiert am 19. April seinen 80. Geburtstag. Am 19. Juni wird der Germanist und Volkskundler PROF. DR. DR. H. C. DR. H. C. HUGO MOSER – früher Tübingen, jetzt Bonn – 70 Jahre alt.

Veranstaltungen und Studienfahrten

24

Rheinische Städte des Mittelalters:

Speyer – Worms – Bonn – Köln – Aachen

Führung: Hans-Ulrich-Seidt

Fronleichnam, 14. Juni bis Sonntag, 17. Juni 1979

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 124,- (inclusive Eintrittsgelder)

1. Tag: Stuttgart – Speyer (rom. Dom mit Kaisergruft, rom. Reste des jüdischen Bades) – Worms (rom. Dom, jüdischer Friedhof, rom. Synagoge) – Maria Laach (rom. Benediktinerabtei)

2. Tag: Maria Laach – Rheintal – Bonn (rom. Münster, Doppelkapelle von Schwarzrheindorf, Residenz, Popelsdorfer Schloß, Rathaus, Stadtrundfahrt) – Köln

3. Tag: Köln (Sakrale Kunst des Mittelalters im Schnütgen-Museum) – Aachen (Dom, Domschatz, Rathaus, Barbarossamauer, Ponttor, Stadtbesichtigung) – Kornelimünster (ehemalige Reichsabtei)

4. Tag: Köln (Römisch-Germanisches Museum, Dom, St. Pantaleon, St. Aposteln, St. Gereon, Stadtrundfahrt) – Rückfahrt nach Stuttgart

Trotz aller Zerstörungen des Krieges prägen die städtischen Zentren des Mittelalters noch heute den Charakter des Rheinlands. Neben einer Fülle von Sakralbauten aus der Zeit zwischen dem 8. und dem 15. Jahrhundert spiegeln bedeutende Profanbauten Macht und Ohnmacht all jener Gruppen wider, die das Bild einer mittelalterlichen Stadt bestimmten: das bürgerliche Rathaus steht neben dem Sitz des bischöflichen Stadtherrn, die Minoritenkirche neben dem jüdischen Ghetto.

Die Studienreise führt außerdem durch einige der reizvollsten Gebiete von Hunsrück und Eifel.

47

Tübinger Tage 1979

(mit Jahreshauptversammlung 1979)

Samstag, 6. Oktober bis Sonntag, 7. Oktober 1979

Vor siebzig Jahren wurde in Tübingen die Vorgänger-Organisation des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES – der «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» – gegründet. Manche der damals erhobenen Forderungen sind auch heute noch gültig, viele der damals vorgetragenen Argumente haben bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren. Das mag Anlaß sein, sich auf grundsätzliche Fragen des Heimatschutzes zu besinnen und zugleich nach den Chancen einer Heimat auch für morgen zu fragen. In Vorträgen und Diskussionen mit namhaften Wissenschaftlern soll nach den Zielen und Möglichkeiten dessen gefragt werden, was vor 70 Jahren unter dem Namen des Heimatschutzes begonnen worden ist.

Einzelheiten des Programms werden im nächsten Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT mitgeteilt.

Neuer Termin!

Aktion Irrenberg 1979

Samstag, 8. September 1979

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebiets Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pflegerischen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.

Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

52

Advent in Innsbruck und Umgebung

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Donnerstag, 29. November bis Sonntag, 2. Dezember 1979

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 127,-

Stuttgart – Bregenz – Arlbergtunnel – Imst – Stams – Innsbruck. Rückfahrt über Fernpaß – Kempten – Ulm – Stuttgart

Die diesjährige Adventsfahrt gilt der Hauptstadt Tirols. Wir wollen auf der Hinfahrt nicht nur ein Wunderwerk österreichischer Tunnelbaukunst, den neuen Arlbergtunnel, durchfahren, sondern auch auf der Tiroler Seite einige Kostbarkeiten am Wege – so die Zisterzienserabtei Stams – besuchen. Die beiden Haupttage gelten Innsbruck (wobei der Akzent auf dem Innsbruck der Maximilianszeit liegen soll) und der kaum bekannten alten und für Europa wichtigen Bergstadt Schwaz, die aufgrund ihrer ehemaligen wirtschaftlichen Bedeutung Künstler aus aller Herren Länder an sich zog.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, deshalb wird frühzeitige Anmeldung empfohlen.

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg, aber nur eine **BW-Bank**.

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen

Zeitpunkt mit unseren Krediten.

Für unsere Kunden sind wir nicht irgendeine Bank in Baden-Württemberg.

Für sie sind wir „Die Baden-Württembergische Bank“.

Und das nicht erst seit gestern.

Übrigens: Kennen Sie schon unsere Gold- und Silbermünzen-Abonnements und unsere Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für Numismatiker? In Goldmünzen sind wir führend.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x in Baden-Württemberg

BW

BANK

Alles über's »Musterländle«



364 Seiten,
219 Abb.
Leinen,
DM 29,80

In Ihrer
Buch-
handlung

Das Lexikon will Landschaft, Geschichte, Mundart, Kunst und Kultur zeigen, will Akzente setzen, Eigenheiten hervorheben, Besonderheiten herausstellen.

Sie erfahren von großen und kleinen Ereignissen der Geschichte, von Dörfern und Städten, Flüssen und Bergen, Burgen und Schlössern, von Künstlern, Technikern und Priestern.

Geschichte und Kunstgeschichte, Volkskundliches und Literarisches finden sich zusammen und machen das Baden-Württemberg-Lexikon zu einem unterhaltsamen, informationsreichen Nachschlagewerk.

Horst Erdmann Verlag

Postfach 1380 · 7400 Tübingen

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhafte City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
information, 7300 Esslingen
am Neckar, Marktplatz 16,
Telefon (07 11) 35 12-4 41/6 45.

Antiquariatskatalog 492

Baden-Württemberg

und angrenzende Gebiete soeben erschienen.

Gratis von **Heinrich Kerler**

Buchhandlung & Antiquariat · Postfach 2668 · 7900 Ulm

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65



Neu im Mai

Baden-Württemberg Eine Landeskunde im Luftbild

von Albrecht Brugger mit
Texten von Hermann Baum-
hauer und Erich Ruckgaber.
Farb-Bildband im Groß-
format 30 x 27 cm.

258 Seiten mit 161 ganz-
seitigen Fotos, davon 125
farbig. Leinen mit farbigem
Schutzumschlag,
im Schuber DM 89,-
Der klassische große
Luftbild-Band über Baden-
Württemberg.

Mit einzigartigen Fotos des
namhaften Stuttgarter Luft-
bildfotografen Albrecht
Brugger.

Von Hermann Baumhauer
und Erich Ruckgaber
stammen die Texte und aus-
führlichen Bilderläuterungen.



Der prächtige Bildband erscheint als Sonderleistung
des Verlages zum 25-jährigen Verlagsjubiläum im Mai 79.
Zu diesem Zeitpunkt startet der Verlag das

Landesquiz Baden-Württemberg

Machen Sie mit. Viele Preise sind zu gewinnen.
Teilnahmeunterlagen erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung
ab 28. Mai oder vom Verlag.

Ein Land kann unter den
unterschiedlichsten Ge-
sichtspunkten betrachtet
werden. Die wichtigsten
werden in den Kapiteln des
Werkes erfaßt.

Das Bild des Landes (Über-
blick) – Siedlungsland-
schaft – Verkehrslandschaft
– Industrielandschaft –
Stadtlandschaft – Land der
Burgen – Klosterlandschaft
– Hochschullandschaft –
Zivilisationslandschaft –
Erholungslandschaft –
Landschaft im Luftbild –
Die einführenden Texte vor
jedem Kapitel vermitteln –
zusammen mit den brillanten,
tiefgeflogenen Luftbildern –
einen ganz neuen Eindruck
von Baden-Württemberg.



Konrad Theiss Verlag GmbH
Stuttgart und Aalen
Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1